

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

# DIE HÄSIS UND DIE I G E L I N

15 Grimmsche Märchen,

überarbeitet und in entpatrifiziertes  
(gerechtes) Deutsch übertragen.

Mit einer Erläuterung

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Matthias Behlert  
D-14059 Berlin

[bema-b@web.de](mailto:bema-b@web.de)

Berlin 1998

## INHALT

[Rezension von Luise F. Pusch 3](#)

[Vorwort 3](#)

[Die Bremer Stadtmusikanten 5](#)

[Däumeling 8](#)

[Die schlaue Grete 13](#)

[Die alte Luntas 15](#)

[Märchen vom Fischeris 17](#)

[Dornröschen 23](#)

[Doktor Allwissend 26](#)

[Die Fuchs und die Katze 28](#)

[Frau Holle 29](#)

[Die Wolf und die sieben junge Geißleins 32](#)

[Die Bienenkönig 35](#)

[Die Armen und die Reichen 37](#)

[Die Wolf und die Fuchs 41](#)

[Die alte Großvater und ihr Enkel 43](#)

[Die Häsis und die Igelin 44](#)

[Erläuterung 47](#)

[Grammatikalische Änderungen im Überblick 61](#)

[Verzeichnis einzelner abgewandelter Wörter 64](#)

## Rezension

### zum Inhaltsverzeichnis

„DIE HÄSIS UND DIE IGELIN“ - hinter diesem Titel verbirgt sich das elegante Modell einer gerechten und zugleich bequemen Sprache. Es führt zunächst deutlich vor Augen, wie *meilenweit* unsere deutsche Männersprache von einer Sprache entfernt ist, die beide Geschlechter als gleichwertig darstellt.

Das Behlertsche Konzept macht all jene Notbehelfe überflüssig, die das Deutsche in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend kompliziert und belastet haben (langwierige Doppelformen, Schrägstrich, großes I, etc.). Es ist in allen grammatikalischen Einzelheiten ausgearbeitet und voll funktionsfähig – lediglich etwas ungewohnt. Dies aber wird sich rasch ändern, wenn wir uns mit der neuen Sprache vertraut machen und versuchen, sie selbst zu benutzen.

Das Formenschema ist logisch und viel einfacher als das unserer hergebrachten Männersprache – daher dürfte das Erlernen kaum Schwierigkeiten bereiten. Ich selbst hatte die neuen Regeln nach einer Stunde erfasst und habe mich inzwischen recht gut an sie gewöhnt. In meinen Seminaren lasse ich regelmäßig „altväterliche Normaltexte“ in das sympathische, gerechte Neudeutsch übertragen.

Eine gerechte Sprache wird in das Unbewusste der Menschen eine Struktur einpflanzen, die uns von Kindheit an und mit jedem Satz, den wir hören, sprechen oder lesen, für Geschlechtergerechtigkeit „programmiert“. So bleibt also zu hoffen, dass die von M. Behlert vorgeschlagene Version des Deutschen bald von vielen Menschen – Frauen, Männern und Kindern – verinnerlicht und benutzt wird.

Prof. Dr. Luise F. Pusch

## VORWORT

### zum Inhaltsverzeichnis

Die Märchen in diesem Buch sind in einem ungewohnten Deutsch wiedergegeben. Es ist eine Sprache, die der Tatsache gerecht wird, dass Frauen und Männer zwar verschiedene, aber gleichwertige Menschen sind.

Das generische Maskulinum, d.h. die ererbte männliche Form für die Vermittlung geschlechtsneutraler Inhalte, wurde durch eine Form ersetzt, die beide Geschlechter gleichberechtigt einschließt. Einzelbegriffe, die eine Zurücksetzung und Abwertung der Frauen zum Ausdruck bringen, wurden abgewandelt.

Die geänderten grammatischen Regeln stellen ein in sich geschlossenes, logisches System dar, das leicht zu erfassen und zu erinnern ist. Eine Begründung der strukturellen Änderungen findet sich in der Erläuterung ab [S. 47](#) . Im Anschluss daran ([S. 61 ff.](#)) sind alle Regeln, die von der herkömmlichen deutschen Grammatik abweichen, in übersichtlicher Form zusammengefasst. [S. 64](#) enthält eine Liste von Wörtern, die wegen ihres unmittelbaren oder mittelbaren patriarchalischen Charakters umgestaltet wurden.

Die Wahl von Grimms Märchen für eine Urveröffentlichung dieser Sprache hat mehrere Gründe. Schon deren erste, im Jahr 1812 erschienene Ausgabe war eine Präsentation verschiedener sprachlicher Varianten, da ein guter Teil dieser Erzählungen zunächst in Mundarten niedergeschrieben wurde, die erheblich voneinander und vom hochdeutschen Standard abweichen. Vor etlichen Jahren erschien eine weitere Varietät, nämlich die Wiedergabe einiger dieser Märchen im modernen Jugendslang (Uta Claus, Rolf Kutschera: „Total tote Hose - 12 bockstarke Märchen“; Eichborn Verlag 1984). Unter diesem Blickwinkel knüpft die vorliegende sprachliche Fassung an eine lange Tradition an. Im Unterschied zu den vorangegangenen ist sie jedoch nicht Abbild einer bereits verbreiteten Sprachform, sondern soll Perspektiven für die mögliche künftige Entwicklung des Deutschen aufzeigen

Viele dieser Märchen sind, wenn nicht allen, so doch fast allen Menschen, die mit der deutschen Sprache aufgewachsen sind, seit der Kindheit vertraut. Eine erneute Beschäftigung mit ihnen ruft daher sprachliche Eindrücke aus einer frühen Phase unseres individuellen Spracherwerbs wach und führt unter Umständen zu einer neuen Bewertung.

Zudem zählen Märchen zu den wenigen literarischen Werken, die sowohl Kinder als auch Erwachsene faszinieren können. Menschen im frühen Schulalter werden die ungewohnte Sprache sicher lustig finden und deshalb viel Spaß beim Lesen haben. Indem sie aber zunehmend vom Inhalt in den Bann gezogen werden, erfassen und verinnerlichen sie die geänderte Struktur, auch ohne das Regelwerk studiert zu haben.

Zur Vermeidung eines krassen Missverhältnisses zwischen sprachlicher Form und inhaltlicher Aussage sah ich mich veranlasst, zahlreiche Passagen, bisweilen auch ganze Erzählungen, in mehr oder weniger erheblichem Maß umzufabulieren. Immerhin spiegeln Grimms Märchen adäquat die patriarchischen Verhältnisse der vergangenen Jahrhunderte wider. Dies wird schon daran deutlich, dass nahezu drei Viertel von ihnen mit den Worten „Es war einmal ein Mann/Bauer/Vater/König ...“ oder ähnlich beginnen, während nur etwa jede siebte Erzählung mit einer weiblichen Figur einleitet.

Die vorliegenden Fassungen sind Ausdruck meines Bemühens, Männer und Frauen in gleichem Umfang zur Geltung kommen zu lassen und dabei den unverhältnismäßig hohen Anteil negativer Frauengestalten (kannibalische Hexen, böse Stiefmütter, dumme und gierige Ehefrauen, faule und eitle Töchter etc.) zu reduzieren, der ja vor allem dem Zweck dient, die Unarten der Männer zu verschleiern (und zwar sowohl vor den Frauen als auch vor den Männern selbst).<sup>1</sup>

Ich wünsche viel Vergnügen beim Lesen und neue Erkenntnisse darüber, wie sich unsere Sprache sinnvoll und im Interesse einer Menschen würdigen Gesellschaft gestalten lässt.

Matthias Behlert

---

<sup>1</sup>In diesem Zusammenhang erscheint es psychologisch bemerkenswert, dass wir männlichen Negativcharakteren in den Märchen nicht nur wesentlich seltener begegnen, sondern dass diese praktisch immer in irgendeiner Maskierung auftreten, z.B. als dumme, gewalttätige Riesen oder gemeine, garstige Zwerge. (Diese sind um ein Mehrfaches größer bzw. kleiner als gewöhnliche Männer und somit eigentlich gar keine Menschen.)

## DIE BREMER STADTMUSIKANTEN

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Ein Mann hatte einmal einen Esel, die schon langen Jahre den Säcke unverdrossen zum Mühle getragen hatte, deren Kräfte aber nun zu Ende gingen, so dass sie zum Arbeit nicht mehr taugte. Da dachte die Herris daran, ihm keinen Futter mehr zu geben. Aber die Esel merkte, dass ihr Herris etwas Böses im Sinn hatte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. Dort, meinte sie, könnte sie ja Stadtmusikant werden.

Als sie schon einen Weile gegangen war, fand sie einen Jagdhund am Weg liegen, die keuchte wie eine, die sich müde gelaufen hat. „Warum schnaufst du so, Packan?“ fragte die Esel.

„Ach“, sagte die Hund, „weil ich alt bin, jeden Tag schwächer werde und auch nicht mehr mit auf den Jagd kann, wollte mich mein Herris totschiagen. Da hab ich Reißaus genommen. Aber womit soll ich nun meinen Brot verdienen?“

„Weißt du was“, sprach die Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant. Geh mit und lass dich auch beim Musik annehmen. Ich spiele Laute, und du schlägst den Pauke.“ Die Hund war einverstanden, und sie gingen weiter.

Es dauerte nicht lange, da saß ein Katze am Weg und machte einen Gesicht wie drei Tage Regenwetter.

„Nun, was ist dir in den Quere gekommen, alte Bartputzer?“ fragte die Esel.

„Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht“, antwortete die Katze. „Weil ich nun alt bin, mein Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne als nach Mäuse jage, hat mich mein Herrin ersäufen wollen. Ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist gute Rat teuer. Wo soll ich hin?“

„Geh mit uns nach Bremen: Du verstehst dich doch auf den Nachtmusik, da kannst du Stadtmusikant werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei an einem Hof vorbei, da saß die Haushahn auf dem Tor und schrie aus Leibeskräfte. „Du schreist einem durch Mark und Bein“, sprach die Esel, „was hast du vor?“

„Weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, hat die Hausherrin keinen Erbarmen und hat dem Koch gesagt, sie wollte mich morgen im Suppe essen, und da soll ich mir heute abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, solange ich noch kann.“

„Ei was, du Rotkopf“, sagte die Esel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall. Du hast einen gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, wird es herrlich klappen.“ Dem Hahn gefiel die Vorschlag, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber den Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachteten wollten. Die Esel und die Hund legten sich unter einen große Baum, die Katze kletterte auf einen Ast, und die Hahn flog bis in den Spitze, wo es am sicherste für ihn war.

Ehe sie einschlief, sah sie sich noch einmal nach allem vier Windrichtungen um. Da bemerkte sie einen Lichtschein im Ferne und rief ihrem Gefährten zu, dass im Nähe ein Haus sein müsse, denn sie sehe Licht. Die Esel sagte: „So wollen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Die Hund meinte, ein paar Knochens und etwas Fleisch daran täten ihm auch gut.

Also machten sie sich auf den Weg zu dem Licht und sahen en bald heller schimmern, und es wurde immer größer, bis sie vor einen hell erleuchtete Räubershaus kamen. Die Esel, als die größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein.

„Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte die Hahn.

„Was ich sehe?“ antwortete die Esel. „Einen gedeckte Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räubers sitzen daran und lassen sich's wohlgehen.“

„Das wäre was für uns“, sprach die Hahn.

„Ja, ja, ach wären wir da!“ sagte die Esel.

Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müssten, um den Räubers hinauszujagen. Endlich fanden sie einen Mittel. Die Esel musste sich mit dem Vorderfüße auf den Fenster stellen, die Hund auf der Esel Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog die Hahn hinauf und setzte sich dem Katze auf den Kopf. Als das geschehen war, fingen sie auf einen Zeichen an, ihren Musik zu machen: die Esel schrie, die Hund bellte, die Katze miaute, und die Hahn krächte. Dann stürzten sie durch den Fenster in den Stube, dass die Scheiben klirrten.

Die Räubers fuhren bei dem entsetzliche Geschrei in den Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größtem Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Freunde an den Tisch, nahmen sich, was übriggeblieben war, und aßen so viel, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Als die Musikanten fertig waren, löschten sie den Licht aus und suchten sich einen Schlafstätte, jede nach ihrem Natur und Bequemlichkeit. Die Esel legte sich auf den Mist, die Hund hinter den Tür, die Katze auf den Herd beim warme Asche, und die Hahn flog auf den Dach hinauf. Und weil sie müde waren von ihrem lange Weg, schliefen sie auch bald ein.

Als Mitternacht vorbei war und die Räubers von weites sahen, dass kein Licht mehr im Haus brannte und auch sonst alles ruhig schien, sprach die Hauptleris: „Wir hätten uns nicht in den Bockshorn jagen lassen sollen.“ Sie schickte einen Räuberis, die sollte den Haus untersuchen.

Die Räuber fand alles still und ging in den Küche, einen Licht anzuzünden. Da sah sie den feurige Augen der Katze, und weil sie dachte, es wären glühende Kohlen, hielt sie einen Streichholz daran, um en anzuzünden. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm in den Gesicht und kratzte ihn. Da erschrak die Räuberis gewaltig und wollte zum Hintertür hinauslaufen. Aber die Hund, die da lag, sprang auf und biss ihn in den Bein. Und als sie über den Hof am Misthaufen vorbeirannte, gab ihm die Esel noch einen tüchtige Schlag mit dem Hinterfuß. Die Hahn aber, die von dem Lärm aus dem Schlaf geweckt worden war, rief vom Dach herunter: „Kikerikiki!“

Da lief die Räuberis, was sie konnte, zu ihrem Hauptler zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt ein greuliche Hexerin, die hat mich angefaucht und mir mit ihrem lange Fingers den Gesicht zerkratzt. Und vor dem Tür steht ein Mann, die hat mich mit einem Messer gestochen und mit einem Holzkeule auf mich losgeschlagen! Und oben auf dem Dach, da sitzt die Richter, die rief: 'Bringt mir den Schelmis her!' Da machte ich, dass ich fortkam.“

Von nun an getrauten sich die Räubers nicht mehr in den Haus. Dem vier Bremer Stadtmusikanten aber gefiel's so wohl darin, dass sie nicht wieder hinaus wollten.

## DÄUMELING

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Es waren einmal zwei arme Bauern, die saßen abends beim Herd und schauten dem Feuer zu, wie es tanzte und nach allem Seiten ausleckte. Da sprach die Mann: „Wie ist's so traurig, dass wir keinen Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in anderem Häuser ist's so laut und lustig.“

„Ja“, antwortete die Frau und seufzte, „wenn's nur ein einzige wäre, und wenn sie auch ganz klein wäre, nur groß wie ein Daumen, so wollte ich schon zufrieden sein; wir hätten ihn doch von Herze lieb.“

Nun geschah es, dass die Frau kränklich wurde und nach sieben Monate einen Kind gebar, die zwar an allem Glieder vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war.

Da sprachen sie: „Es ist, wie wir es gewünscht haben, und sie soll unser liebe Kind sein“, und nannten ihn nach ihrem Gestalt Däumeling.

Sie ließen's nicht an Nahrung fehlen, aber die Kind wurde nicht größer, sondern blieb, wie sie im erste Stunde gewesen war. Doch schaute sie verständig aus dem Augen und zeigte sich bald als ein kluge und behende Wesen, dem alles glückte, was sie anfang.

Die Bäueris machte sich einer Tag fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen. Da sprach sie so vor sich hin: „Nun wollte ich, dass eine da wäre, die mir den Wagen nachbrächte.“

„O Vater“, rief Däumeling, „den Wagen will ich schon bringen, verlass dich drauf, es soll zum bestimmte Zeit im Wald sein.“

Da lachte die Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um den Pferd am Zügel zu leiten.“

„Das tut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd in den Ohr und rufe ihm zu, wie sie gehen soll.“

„Nun“, antwortete die Vater, „einmal wollen wir's versuchen.“

Als die Stunde kam, spannte die Mutter an und setzte Däumeling in den Ohr der Pferd, und dann rief die Kleine, wie die Pferd gehen sollte: „Jüh und joh! Hü und hott!“ Da ging es ganz ordentlich wie bei einem Meister, und die Wagen fuhr den renke Weg. Es trug sich zu, als es eben um einen Ecke bog und die Kleine „hü, hü!“ rief, dass zwei fremde Leute daherkamen.

„Was ist das?“ sprach die eine. „Da fährt ein Wagen, und ein Fuhrer ruft dem Pferd zu und ist doch nicht zu sehen.“

„Das geht nicht mit renkem Dinge zu“, sagte die andere, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo es anhält.“

Die Wagen aber fuhr in den Wald hinein und richtig zu dem Platz, wo die Holz gehauen wurde. Als Däumeling ihren Vater erblickte, rief sie ihm zu: „Siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter.“

Die Vater fasste den Pferd mit dem Rechte und holte mit dem Linke aus dem Ohr ihren Kind, die sich auf einen Strohalm niedersetzte. Als die beide fremde Leute Däumeling erblickten, wussten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm die eine den andere beiseite und sprach: „Hör, die kleine Wesen könnte unseren Glück machen, wenn wir ihn in einem große Stadt für Geld sehen ließen. Wir wollen ihn kaufen.“ Sie gingen zu dem Bäueris und sprachen: „Verkauf uns den Kleine, sie soll's gut bei uns haben.“

„Nein“, antwortete die Vater, „sie ist mein Herzblatt und ist für allen Gold der Welt nicht zu verkaufen!“

Däumeling aber, als sie von dem Handel gehört, war am Rockfalten ihrer Vater hinaufgekrochen, stellte sich ihm auf den Schulter und wisperte ihm in den Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will schon wieder zurückkommen.“ Da gab ihn die Vater für einen schöne Stück Geld dem beide Leute.

„Wo willst du sitzen?“ sprachen sie zu ihm.

„Ach, setzt mich nur auf den Rand von euerm Hut, da kann ich auf und ab spazieren und den Gegend betrachten und falle doch nicht herunter.“

Sie taten ihm den Willen, und als Däumeling Abschied von ihrem Vater genommen hatte, gingen sie mit ihm fort. Sie gingen, bis es dämmrig wurde, da sprach die Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es ist nötig.“

„Bleib nur droben“, sprach die Mann, auf deren Kopf sie saß, „ich will mir nichts draus machen, die Vögel lassen mir auch manchmal was drauffallen.“

„Nein“, sprach Däumeling, „ich weiß, was sich schickt. Hebt mich nur geschwind herab.“

Die Mann nahm den Hut ab und setzte den Kleine auf einen Acker am Weg, da sprang und kroch sie ein wenig zwischen dem Schollen hin und her, dann schlüpfte sie plötzlich in einen Mauseloch, den sie sich ausgesucht hatte.

„Guten Abend, ihr Leute, geht nur ohne mich heim“, rief sie ihnen zu und lachte ihns aus. Sie liefen herbei und stachen mit Stöcke in den Mauseloch, aber das war vergebliche Mühe: Däumeling kroch immer weiter zurück, und da es bald ganz dunkel wurde, mussten sie mit Ärger und mit leerem Beutel heimwandern. Als Däumeling merkte, dass sie fort waren, kroch sie

aus ihrem unterirdische Gang wieder hervor. „Es ist zu gefährlich, auf dem Acker im Finsternis zu gehen“, sprach sie, „wie leicht bricht eine Hals und Bein.“ Zum Glück stieß sie an einen leere Schneckenhaus. „Gottlob“, sagte sie, „da kann ich den Nacht sicher zubringen“, und setzte sich hinein.

Nicht lang, als sie eben einschlafen wollte, hörte sie zwei Männer vorübergehen, davon sprach die eine: „Wie fangen wir's nur an, um dem reiche Pfarreris ihren Geld und Silber zu holen?“

„Das könnte ich dir sagen“, rief Däumeling dazwischen.

„Was war das?“ sprach die eine Diebis erschrocken. „Ich hörte jemerden sprechen.“

Sie blieben stehen und horchten, da sprach Däumeling wieder: „Nehmt mich mit, so will ich euch helfen.“

„Wo bist du denn?“

„Sucht nur auf dem Erde und merkt, wo die Stimme herkommt“, antwortete sie.

Da fanden ihn endlich die Diebisse und hoben ihn in den Höhe. „Du kleine Wicht, was willst du uns helfen?“ sprachen sie.

„Seht“, antwortete Däumeling, „ich krieche zwischen dem Eisenstäbe in den Kammer der Pfarrer und reiche euch heraus, was ihr haben wollt.“

„Wohlan“, sagten sie, „wir wollen sehen, was du kannst.“

Als sie zum Pfarrhaus kamen, kroch Däumeling in den Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräfte: „Wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Die Diebe erschranken und sagten: „So sprich doch leise, damit niemer aufwacht.“

Aber Däumeling tat, als hätte sie ihns nicht verstanden, und schrie von neues: „Was wollt ihr? Wollt ihr alles haben, was hier ist?“

Das hörte die Haushälterin, die im Stube nebenan schlief, richtete sich im Bett auf und horchte. Die Diebisse aber waren vor Schreck einen Stück weggelaufen; endlich fassten sie wieder Mut und dachten: Die Kleine will uns necken. Sie kamen zurück und flüsterten: „Nun mach ernst und reich uns etwas heraus.“

Da schrie Däumeling noch einmal, so laut sie konnte: „Ich will euch ja alles geben, reicht nur den Hände herein.“

Das hörte die Haushälter ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zum Tür herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre die wilde Jäger hinter ihnen; die Haushälterin aber ging einen Licht anzünden, weil sie nichts sehen konnte. Als sie damit hereinkam, machte sich Däumeling, ohne dass sie gesehen wurde, hinaus in den Scheune. Die Haushälter aber,

nachdem sie allen Winkels durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offenem Augen und Ohren doch nur geträumt.

Däumeling war im Heuhälmschen herumgeklettert und hatte einen schöne Platz zum Schlafen gefunden. Da wollte sie ausruhen, bis es Tag wäre, und dann wieder heimgehen zu ihrem Eltern. Aber sie musste anderen Dinge erfahren! Ja, es gibt viel Trübsal und Not auf dem Welt! Als die Tag graute, stieg die Haushälter schon aus dem Bett, um den Vieh zu füttern. Ihr erste Gang war in den Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte, und gerade den, worin die arme Däumeling lag und schlief. Sie schlief aber so fest, dass sie nichts gewahr wurde und nicht eher aufwachte, als bis sie in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott“, rief sie, „wie bin ich in den Walkmühle geraten!“ merkte aber bald, wo sie war. Da hieß es aufpassen, dass sie nicht zermalmt wurde, und dann musste sie doch mit in den Magen abrutschen. „In dem Stübchen sind die Fensters vergessen“, sprach sie, „und scheint kein Sonne herein. Ein Licht wird auch nicht gebracht.“ Überhaupt gefiel ihm die Quartier schlecht, und was die schlimmstes war, es kam immer mehr neue Heu zum Tür herein, und die Platz wurde immer enger. Da rief sie endlich im Angst, so laut sie konnte: „Bringt mir keinen frische Futter mehr! Bringt mir keinen frische Futter mehr!“

Die Haushälterin molk gerade den Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemerden zu sehen, und weil es dieselbe Stimme war, den sie auch im Nacht gehört hatte, erschrak sie so, dass sie von ihrem Stühlchen herabrutschte und den Milch verschüttete. Sie lief im größte Hast zu ihrem Herris und rief: „Ach Gott, Mann Pfarrer, die Kuh hat geredet!“

„Du bist verrückt“, antwortete die Pfarreris, ging aber doch selbst in den Stall und wollte nachsehen, was es da gäbe. Kaum aber hatte sie den Fuß hineingesetzt, so rief Däumeling auf den neues: „Bringt mir keinen frische Futter mehr! Bringt mir keinen frische Futter mehr!“ Da erschrak die Pfarreris selbst, meinte, es wäre ein böse Geist in den Kuh gefahren und ließ ihn töten. Sie wurde geschlachtet, die Magen aber, worin Däumeling steckte, auf den Mist geworfen.

Däumeling hatte großen Mühe, sich hindurchzuarbeiten, doch brachte sie's so weit, dass sie Platz bekam, aber als sie eben ihren Haupt herausstrecken wollte, kam ein neue Unglück. Ein hungrige Wolf lief heran und verschlang den ganze Magen mit einem Schluck. Däumeling verlor den Mut nicht. Vielleicht, dachte sie, lässt die Wolf mit sich reden, und rief ihm aus

dem Wanst zu: „Liebe Wolf, ich weiß einen herrliche Fraß.“

„Wo ist die zu holen?“ sprach die Wolf.

„In dem und dem Haus, da musst du durch den Gosse hineinkriechen und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel du essen willst.“ Sie beschrieb ihm genau ihrer Eltern Haus. Die Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich im Nacht zum Gosse hinein und fraß im Vorratskammer nach Herzenslust. Als sie sich gesättigt hatte, wollte sie wieder fort, aber sie war so dick geworden, dass sie denselbe Weg nicht hinauskonnte. Damit hatte Däumeling gerechnet und fing nun an, in dem Leib der Wolf einen gewaltige Lärm zu machen. Sie tobte und schrie, was sie konnte. „Willst du still sein“, sprach die Wolf, „du weckst den Leute auf.“

„Ei was“, antwortete die Kleine, „du hast dich sattgefressen, ich will auch Spaß haben“, und fing von neues an, aus allem Kräfte zu schreien.

Davon erwachten endlich ihr Mutter und ihr Vater, liefen an den Kammer und schauten durch den Spalte herein.

Als sie sahen, dass ein Wolf darin hauste, liefen sie davon, und die Mann holte den Axt und die Frau den Sense. Als sie in den Kammer traten, sprach die Mann: „Wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe und sie davon noch nicht tot ist, so musst du auf ihn einhauen und ihm den Leib zerschneiden.“

Da hörte Däumeling den Stimme ihrer Vater und rief: „Liebe Vater, ich bin hier, ich stecke im Leib der Wolf.“

Sprach die Vater voller Freude: „Gottlob, unser liebe Kind hat sich wieder gefunden“, und bat den Frau, den Sense wegzutun, damit Däumeling nicht beschädigt würde. Danach holte sie aus und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, dass sie tot niederstürzte. Dann suchten sie Messer und Schere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleine hervor. „Ach“, sprach die Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!“

„Ja, Vater, ich bin viel im Welt herumgekommen; gottlob, dass ich wieder frischen Luft schöpfe!“

„Wo bist du denn überall gewesen?“ fragte die Mutter.

„Ach, Mutter, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und in einer Wolf Wanst. Nun bleib ich bei euch.“ „Und wir verkaufen dich für allen Reichtümer der Welt nicht wieder“, sprachen die Eltern, herzten und küssten ihren liebe Däumeling. Sie gaben ihm zu essen und zu trinken und ließen ihm neuen Kleider machen, denn die ihrigen waren ihm auf dem Reise verdorben.

## DIE SCHLAUE GRETE

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Es war ein Koch, die hieß Grete. Die trug Schuhe mit rotem Absätze, und wenn sie damit ausging, drehte sie sich hin und her, war ganz fröhlich und dachte: Du bist doch ein schöne Jungin. Und wenn sie nach Haus kam, trank sie aus Fröhlichkeit einen Schluck Wein, und weil die Wein auch Lust zum Essen macht, versuchte sie den Bestes, was sie kochte, so lang, bis sie satt war, und sprach: „Die Koch muss wissen, wie die Essen schmeckt.“

Es trug sich zu, dass ihr Herris einmal zu ihm sagte: „Grete, heut Abend kommt ein Gast, richte mir zwei Hühner fein wohl zu.“

„Will's schon machen, Herris“, antwortete Grete. Nun stach sie den Hühner ab, brühte ihns, rupfte ihns, steckte ihns an den Spieß und brachte ihns, als es Abend wurde, zum Feuer, damit sie braten sollten. Die Hühner fingen an braun und gar zu werden, aber die Gast war noch nicht gekommen. Da rief Grete dem Herris zu: „Kommt die Gast nicht, so muss ich den Hühner vom Feuer tun, ist aber jammerschade, wenn sie nicht bald gegessen werden, wo sie am beste im Saft sind.“ Die Herr antwortete: „So will ich selbst laufen und den Gästis holen.“ Als die Herris den Rücken gekehrt hatte, legte Grete den Spieß mit dem Hühner beiseite und dachte: So lange beim Feuer stehen macht durstig, wer weiß, wann die kommen! Derweil spring ich in den Keller und tue einen Schluck. Sie lief hinab, setzte einen Krug an, sprach: „Gott segne es dir, Gretel“, und tat einen gute Zug. „Die Wein hängt aneinander“, sprach sie weiter, „mer kann en nicht gut abrechen“, und tat noch einen tiefe Zug. Nun ging sie und stellte den Hühner wieder über den Feuer, strich ihns mit Butter und drehte den Spieß lustig herum. Weil aber die Braten so gut roch, dachte Grete: Es könnte etwas fehlen, versucht muss es werden!, schleckte mit dem Finger daran und sprach: „Ei, was sind die Hühner so gut! Ist ja Sünd und Schand, dass mer ihns nicht gleich isst!“ Sie lief zum Fenster, um zu sehen, ob die Herris mit dem Gast noch nicht käme, aber sie sah niemerden. Da stellte sie sich wieder zum Hühner, dachte, die eine Flügel verbrennt, besser ist's, ich ess en weg. Also schnitt sie en ab und aß en auf, und es schmeckte ihm, und als sie damit fertig war, dachte sie: Die andere muss auch ab, sonst merkt die Herris, dass etwas fehlt. Als die zwei Flügels verzehrt waren, ging sie wieder und schaute nach dem Herris und sah ihn nicht. Wer weiß, fiel ihm ein, die kommen wohl gar nicht und sind wo eingekehrt. Da sprach sie: „Hei, Grete, sei guter Dinge, die eine ist doch angegriffen, tu

noch einen frische Trunk und iss vollends auf, wenn's alle ist, hast du Ruhe. Warum soll die gute Gottesgabe umkommen?“ Also lief sie noch einmal in den Keller, tat einen ehrbare Trunk und aß den eine Huhn auf. Als die eine Huhn hinunter war und die Herris noch immer nicht kam, sah Grete den andere an und sprach: „Wo die eine ist, muss die andere auch sein, die zwei gehören zusammen: Was dem eine renk ist, ist dem andere billig. Ich glaube, wenn ich noch einen Trunk tue, so sollte mir's nicht schaden.“ Also tat sie noch einen herzhaft Trunk und ließ den zweite Huhn wieder zum andere laufen. Als sie so im beste Essen war, kam die Herr und rief: „Eil dich, Grete, die Gast kommt gleich nach.“

„Ja, Herris, will's schon zurichten“, antwortete Grete.

Die Herris sah nach, ob die Tisch wohl gedeckt war, nahm den große Messer, womit sie den Hühner zerschneiden wollte, und wetzte en auf dem Gang. Die Gästis kam und klopfte höflich am Haustür. Grete lief und schaute, wer da war, und als sie den Gästis sah, hielt sie den Finger an den Mund und sprach: „Still! Still! Mach geschwind, dass du wieder fortkommst, wenn dich mein Herris erwischt, bist du unglücklich. Sie hat dich zwar zum Nachtessen eingeladen, aber sie hat nichts anderes im Sinn, als dir den beide Ohren abzuschneiden. Hör nur, wie sie den Messer wetzt.“

Die Gästis hörte den Wetzen und lief, was sie konnte, den Stiegen wieder hinab. Grete war nicht faul, lief schreiend zu dem Herris und rief: „Da hast du einen schöne Gast eingeladen!“

„Ei, warum, Grete, was meinst du damit?“

„Ja“, sagte sie, „die hat mir beiden Hühner, den ich eben auftragen wollte, vom Schüssel genommen und ist damit fortgelaufen.“

„Das ist ein feine Art!“ sprach die Herris, und es tat ihm leid um den schöne Hühner. „Wenn sie mir dann wenigstens den eine gelassen hätte, damit mir was zu essen geblieben wäre.“ Sie rief dem Gast nach, sie sollte bleiben, aber die tat, als hörte sie nicht. Da lief sie hinter ihm her, den Messer noch immer im Hand, und schrie: „Nur einen! Nur einen!“ Sie meinte, die Gästis sollte ihm nur einen Huhn lassen und nicht allen beide nehmen. Die Gast aber meinte nicht anders, als sie sollte einen von ihrem Ohren hergeben, und lief, als wenn Feuer unter ihm brenne, damit sie ihns beide heimbrächte.

## DIE ALTE LUNTAS

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Es hatten zwei Bauern einen treue Hündis, die Luntas hieß. Die war alt geworden und hatte allen Zähne verloren, so dass sie nichts mehr fest packen konnte. Zu einem Zeit standen die Bauern vor dem Haustür, da sprach die Bäueris: „Den alte Luntas schieß ich morgen tot, die ist zu nichts mehr nütze.“

Die Bäuerin, die Mitleid mit dem arme Tier hatte, antwortete: „Da sie uns so langen Jahre gedient hat, so könnten wir ihm wohl den Gnadenbrot geben.“ „Ei was“, sagte die Mann, „du bist nicht gescheit. Sie hat keinen Zahn mehr im Maul, und kein Dieb fürchtet sich vor ihm; sie kann jetzt abgehen. Hat sie uns gedient, so hat sie ihren gute Essen dafür gekriegt.“

Die arme Hund, die nicht weit davon im Sonne ausgestreckt lag, hatte alles mit angehört und war traurig, dass morgen ihr letzte Tag sein sollte.

Sie hatte einen gute Freund, das war die Wolf, zu dem schlich sie abends hinaus in den Wald und klagte über ihren Schicksal, die ihm bevorstände.

„Höre, Freundis“, sagte die Wolf, „sei guter Mut, ich will dir aus deinem Not helfen. Ich habe etwas ausgedacht. Morgen in allem Frühe gehen dein Herren in den Heu, und sie nehmen ihren kleine Kind mit, weil niemerd im Haus zurückbleibt. Sie pflegen den Kind während der Arbeit hinter den Hecke in den Schatten zu legen. Leg dich daneben, als wolltest du ihn bewachen. Ich will dann aus dem Wald herauskommen und den Kind rauben. Du musst mir eifrig nachlaufen, als wolltest du ihn mir wieder abjagen. Ich lasse ihn fallen, und du bringst ihn dem Eltern zurück. Die glauben dann, du hättest ihn gerettet, und sind viel zu dankbar, als dass sie dir einen Leid antun sollten, im Gegenteil, sie werden es dir an nichts mehr fehlen lassen.“

Die Plan gefiel dem Hund, und wie es ausgedacht war, so wurde es auch ausgeführt. Die Vater schrie, als sie den Wolf mit ihrem Kind durch den Feld laufen sah, als ihn aber die alte Luntas zurückbrachte, da war sie froh, streichelte ihn und sagte: „Dir soll kein Härchen gekrümmt werden, du sollst den Gnadenbrot essen, solange du lebst.“ Zu ihrem Frau aber sprach sie: „Wenn wir heimkommen, koche ich dem alte Luntas einen Brei, den braucht sie nicht zu beißen, und den Kopfkissen aus meinem Bett, den schenk ich ihm zu ihrem Lager.“ Von nun an hatte es die alte Luntas so gut, wie sie sich's nur wünschen konnte. Bald hernach besuchte ihn die Wolf und freute sich, dass alles so wohl gelungen war. „Aber Freundis“, sagte sie, „du wirst doch einen Auge zudrücken, wenn ich bei Gelegenheit

deinem Herren einen fette Schaf weghole. Es wird einem heutzutage schwer, sich durchzuschlagen.“

„Darauf rechne nicht“, antwortete die Hund, „meinem Herren bleibe ich treu, das darf ich nicht zugeben.“

Die Wolf meinte, das wäre nicht im Ernst gesprochen, kam im Nacht herangeschlichen und wollte sich den Schaf holen. Aber die Bauern, denen die treue Luntas den Vorhaben der Wolf verraten hatte, lauerten ihm auf und kämmten ihm mit dem Dreschflegel den Haare. Die Wolf musste ausreißen, schrie aber dem Hund zu: „Wart, du schlechte Gesellis, dafür sollst du büßen.“

Am andere Morgen schickte die Wolf den Schwein und ließ den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten sie abrechnen. Die alte Luntas konnte keinen andere Beistand finden als einen Katze, die nur drei Beine hatte, und als sie zusammen hinausgingen, humpelte die arme Katze daher und streckte vor Schmerz den Schwanz in den Höhe.

Die Wolf und ihr Beistand waren schon an Ort und Stelle. Als sie aber ihren Gegner kommen sahen, meinten sie, sie führe einen Säbel mit sich, weil sie den aufgerichtete Schwanz der Katze dafür ansahen. Und wenn die arme Tier so auf drei Beine hüpfte, dachten sie, sie höbe jedenmal einen Stein auf, um ihns damit zu bewerfen. Da wurde ihnen beide angst. Die wilde Schwein verkroch sich in den Laub, und die Wolf sprang auf einen Baum.

Die Hund und die Katze wunderten sich, dass sich niemerd sehen ließ. Die wilde Schwein aber hatte sich im Laub nicht ganz verstecken können, sondern die Ohren ragten noch heraus. Während die Katze sich bedächtig umschaute, zuckte die Schwein mit dem Ohren. Die Katze, die meinte, es rege sich ein Maus, sprang darauf zu und biss herzhaft hinein.

Da erhob sich die Schwein mit großem Geschrei, lief fort und rief: „Dort auf dem Baum, da sitzt die Schuldige.“

Die Hund und die Katze schauten hinauf und erblickten den Wolf. Die schämte sich, dass sie sich so furchtsam gezeigt hatte, und nahm von dem Hund den Frieden an.

## MÄRCHEN VOM FISCHERIS

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Es war einmal ein Fischeris, die lebte in einem Pisspott nahe am Meer. Jeden Tag ging sie an den Meer und angelte; und sie angelte und angelte. So saß die Fischeris einer Tag wieder einmal beim Angel und sah immer in den klare Wasser hinein; und sie saß und saß. Plötzlich wurde die Angel auf den Grund gezogen, tief hinunter, und als die Fischer en heraufholte, hing ein große Butt daran. Da sagte die Butt zu ihm: „Liebe Fischer, ich bitte dich, lass mich leben! Ich bin kein richtige Fisch, ich bin ein verzaubte Prinzin. Was hilft es dir, wenn du mich tötest? Ich würde dir doch nicht schmecken. Wirf mich wieder in den Wasser und lass mich schwimmen.“

Den Fischeris überlief ein Schauder, denn noch nie in ihrem ganze Leben hatte sie einen Fisch gefangen, die sprechen konnte. Darum sagte sie: „Du brauchst gar nicht so vielen Worte zu machen, einen Butt, die sprechen kann, hätte ich schon schwimmen lassen.“ Und sie warf den Butt wieder in den Wasser, packte hastig ihren Angel zusammen und ging nach Hause.

Als sie aber so lief und sich die Schauder allmählich legte, begann sie zu denken: Ein verzaubte Prinzin? Wie dumm von mir, dass ich ihn einfach so habe schwimmen lassen, ohne mir etwas von ihm zu wünschen. Und als sie in ihren Wohnung trat, sprach sie bei sich: „Das ist doch schlimm, wenn ich hier immer in dem alte Pisspott wohnen muss. Da stinkt es, und es ist so eklig. Ich hätte mir doch einen hübsche Häuschen wünschen können.“

Da überlegte sie hin, und sie überlegte her. Schließlich dachte sie: Ich will noch einmal an den Meer gehen und den Fisch bitten, dass sie mir meinen Wunsch erfüllt. Und weil ihm dabei ganz gruselig zumute wurde, beruhigte sie sich, indem sie zu sich sprach: „Was kann mir schon geschehen.“

Als sie an den Meer kam, war die Wasser nicht mehr klar, sondern sah grün und gelb aus. Die Fischeris trat an den Ufer und rief:

„Buttje, Buttje in dem Meer,  
schwimm hier zu dem Ufer her,  
deinen Leben ließ ich dir,  
erfüll mir einen Wunsch dafür!“

Da kam die Butt angeschwommen und fragte: „Was wünschst du dir denn?“

„Nun ja“, sagte die Mann, dem dabei noch gruseliger zumute war als zuvor, „ich habe dich doch gefangen, und da dachte ich, ich könnte mir von dir vielleicht einen kleine Häuschen wünschen. Ich mag nicht mehr in dem alte Pisspott wohnen, ein hübsche kleine Häuschen wäre viel schöner.“

„Geh nur hin“, sagte die Fisch, „da steht es schon.“

Da ging die Fischeris nach Hause, und als sie über den Dünen blicken konnte, stand da nicht mehr die alte Pisspott, sondern ein kleine Häuschen, und vor dem Häuschen ein Bank. Als sie den Tür öffnete und eintrat, fand sie dort einen hübsche kleine Stube, einen Kammer, in dem ihr Bett stand, einen Küche mit Speisekammer, und alles war auf den bestes eingerichtet. Und hinter dem Haus war ein Hof mit Hühner und Enten und ein kleine Garten mit Gemüse und Obstbäume. Da dachte die Fischeris: Das ist doch nett; nun habe ich es viel schöner. Dann aß sie ein wenig und ging zu Bett. So gingen wohl acht oder vierzehn Tage vorüber, da begann die Mann zu denken: Diese Häuschen ist zu eng, und Hof und Garten doch zu klein! Die Butt hätte mir wohl auch einen größere Haus schenken können. Wie schön es doch wäre, in einem große steinerne Schloss zu wohnen.

Die Wunsch nach einem prächtige Schloss ließ ihn nachts bald keinen Schlaf mehr finden, und mit jedem neue Tag erschien ihm ihr Häuschen unbehaglicher und hässlicher. Schließlich dachte sie: Ich muss noch einmal an den Meer gehen und den Fisch um einen Schloss bitten. Ich habe ihm ja den Leben geschenkt, da wird sie mir den Wunsch wohl erfüllen.

Als sie an den Meer kam, war die Wasser zwar noch still und ruhig, aber ganz violett und grau und dunkelblau und nicht mehr so grün und gelb. Dem Fischeris war so gruselig zumute wie beim erste Mal, aber sie sprach zu sich selbst: „Wenn sie es einmal getan hat, so wird sie es wohl auch noch einmal tun.“ Also trat sie an den Rand der Wasser und rief:

„Buttje, Buttje in dem Meer,  
schwimm hier zu dem Ufer her,  
deinen Leben ließ ich dir,  
erfüll mir einen Wunsch dafür!“

„Was wünschst du dir denn?“ fragte die Fisch.

„Nun“, sagte die Mann, „ich würde gern in einem große steinerne Schloss wohnen.“

„Geh nur hin“, sagte die Butt, „da steht es schon.“

Da ging die Mann heim. Als sie über den Dünen blicken konnte, stand da

ein große steinerne Palast. Dieners empfangen ihn mit einem Verbeugung und machten mit dem Hand einen Geste, die sagen sollte: „Tritt ein, Herris.“ Und so ging sie hinein.

In dem Schloss war ein große Diele aus Marmor. Noch mehr Dieners waren da und rissen den große Türen auf. Die Wände waren mit seidenem Tapeten bespannt, im Zimmers standen lauter goldene Stühle und Tische. Vom Decke hingen kristallene Kronleuchters, und in allem Räume lagen Teppiche. Die Tische waren mit dem beste Speisen und Getränke gedeckt, dass sie fast zusammenbrachen. Hinter dem Schloss war ein große Hof mit Pferde und Kuhställe und dem beste Kutschen. In einem wunderschöne Garten blühten die prächtigste Blumen und standen die feinste Obstbäume, und dahinter erstreckte sich ein Park, wohl einen halbe Meile lang. Da gab es Hirsche, Rehe und Hasen und alles, was mer sich nur wünschen kann.

„Jetzt habe ich es wirklich schön“, sagte die Mann zu sich. Dann aß sie etwas vom Speisen auf dem Tische und ging zu Bett.

Als sie am andere Morgen aufwachte, sah sie von ihrem Bett aus den herrliche Land vor sich liegen. Da dachte sie: Kann ich nicht Königin werden über all den schöne Land?

Während sie den köstliche Frühstück aß, den ihm die Dieners gebracht hatten, wurde sie ganz unruhig. Schließlich schob sie den Tablett beiseite, sprang auf und lief zum Meer. Die war jetzt ganz schwarz, die Wasser brodelte von unten herauf und stank ganz faul. Dem Fischeris aber war nur noch ein wenig unheimlich zumute, denn sie sprach zu sich: „Wenn die Fisch mir schon zweimal einen Wunsch erfüllt hat, wird sie es wohl auch noch einen dritte Mal tun. Also trat sie an den Ufer und rief:

„Buttje, Buttje in dem Meer,  
schwimm hier zu dem Ufer her,  
deinen Leben ließ ich dir,  
erfüll mir einen Wunsch dafür!“

„Was wünschst du dir denn?“ fragte die Butt.

„Ich will König werden.“

„Geh nur hin, du bist es schon“, sagte die Fisch.

Da ging die Mann zurück, und während sie so lief, spürte sie etwas Schweres auf ihrem Kopf. Sie nahm en ab, und da war es ein prächtige goldene Krone. Und als sie an sich herunterschaute, sah sie, dass sie mit einem kostbare Mantel bekleidet war, die hatte einen Kragen aus feinstem Hermelin. Dann schaute sie hinter den Dünen und sah, dass die Schloss

noch größer und prächtiger geworden war und sogar einen Turm hatte. Zwei Dienerisse eilten mit einem Sänfte herbei und baten ihn mit untertänigem Verbeugung, einzusteigen. Also ließ sich die Mann zum Schloss tragen. Vor dem Tor stand ein Schildwache, und da waren viele Soldaten mit Pauken und Trompeten.

Als die Mann aus dem Sänfte stieg und in den Palast eintrat, war alles aus purem Marmor mit Gold. Da gingen die Türen zu einem große Saal auf, in dem die ganze Hofstaat versammelt war, und am andere Ende stand ein hohe Thron aus Gold und Diamanten. Zu beidem Seiten standen sechs Jungfrauen in einem Reihe, eine immer einen Kopf kleiner als die andere. Ein Dieneris eilte herbei und reichte dem Mann einen Zepter aus Gold und Edelsteine. Da nahm sie auf dem Thron Platz und dachte: Nun bin ich König!

Als sie dort aber einen Weile gesessen hatte, wurde sie ganz unruhig und dachte: Königis bin ich, nun will ich Kaiseris werden! Sie hieß den Dienerisse mit dem Sänfte kommen und ließ sich zurück an den Ufer tragen.

Als sie an den Meer kam, war es ganz schwarz und dick und fing an, von unten herauf zu schäumen. Ein Wirbelwind ging über en hin, dass es sich nur so drehte. Die Mann hieß den Dieners mit dem Sänfte zurückgehen, denn sie wollte nicht, dass jemerd ihren Geheimnis erführe. Und als ihm wieder ein klein wenig unheimlich zu werden begann, sprach sie zu sich: „Kann die Butt Könige machen, kann sie auch Kaisers machen!“ Dann stellte sie sich hin und sagte:

„Buttje, Buttje in dem Meer,  
schwimm hier zu dem Ufer her,  
deinen Leben ließ ich dir,  
erfüll mir einen Wunsch dafür!“

„Was wünschst du dir denn?“ fragte die Butt.

„Ich will nun Kaiseris werden.“

„Geh nur hin“, sagte die Butt, „du bist es schon.“

Da schaute die Mann an sich herunter und sah, dass sie noch kostbareren Kleidung trug. Auf dem Kopf hatte sie einen große goldene Krone, die war mit Brillanten und Edelsteine besetzt. Als sie sich umwandte, eilten ihm vier Dienerisse entgegen; sie trugen einen Sänfte, die noch prächtiger war als die vorige. Die Sessel war mit dem edelste Felle gepolstert, und außen funkelten Rubine und Diamanten. Die Palast aber, zu dem die Dieners den

Mann trugen, war ganz aus Marmor und mit Figuren aus Alabaster und goldenem Zierat geschmückt. Vor dem Tor marschierten Soldaten auf und ab. Sie bliesen Trompeten und schlugen Pauken und Trommeln. Im Schloss gingen Barone, Grafen und Herzöge umher, gerade als wären sie Dieners. Sie machten ihm den Türen auf, die aus purem Gold waren. Als die Mann in den große Saal kam, stand da ein Thron, die aus einem Stück Gold war. Daneben standen viele Fürsten und Herzöge in zwei Reihen, eine immer kleiner als die andere. Ein Fürstis reichte ihm einen Zepter, ein Herzogin den Reichsapfel.

Kaum aber hatte die Mann auf dem Thron Platz genommen, dachte sie: Warum soll ich nur Kaiser sein, warum nicht Papst! Also befahl sie den Dienerisse mit dem Sänfte wieder herbei und ließ sich an den Meer tragen. Plötzlich erhob sich ein Wind, die Wolken flogen, und es wurde so düster, als wäre es Abend. Die Wasser brauste, als kochte es, und platschte an den Ufer. Im Ferne tanzten und sprangen Schiffe auf dem Wogen, die gaben Notschüsse ab.

Die Himmel war im Mitte noch ein bisschen blau, doch am Seiten zog es herauf wie ein schwere Gewitter. Die Mann aber wurde kaum etwas von alldem gewahr, denn sie war ganz von dem Wunsch besessen, Pöpstis zu werden. Sie schickte also den Dieners fort, stellte sich an den Ufer und rief:

„Buttje, Buttje in dem Meer,  
schwimm hier zu dem Ufer her,  
deinen Leben ließ ich dir,  
erfüll mir einen Wunsch dafür!“

„Was wünschst du dir denn?“ fragte die Butt.

„Ich will Papst werden!“ sagte die Mann.

„Geh nur hin, du bist es schon“, sagte die Butt.

Da sah die Mann, dass sie ganz in Gold gekleidet war, und auf dem Kopf trug sie drei goldenen Kronen. Aus dem Dünen kamen sechs Dienerisse mit einem Sänfte angelaufen, die war so schwer, weil es ganz aus Gold war.

Die Dieners trugen den neue Pöpstis zu einem große Gebäude, die aussah wie ein Kirche, von lauter Paläste umgeben, und davor drängte sich die Volk. Drinnen aber war alles mit tausend und abertausend Lichter erleuchtet, und die Thron war noch viel höher als alle, auf demen sie zuvor gesessen hatte. Zu beidem Seiten der Thron standen zwei Reihen von

Lichter, die größte so dick und groß wie die allergrößte Turm, bis zu dem allerkleinste Küchenlicht. Als die Mann Platz genommen hatte, warfen sich Kaisers und Könige vor ihm auf den Knies und küssten ihm den Pantoffeln. Sie aber saß ganz steif wie ein Baum und rührte sich nicht.

Als es Abend wurde, ließ sie sich in ihren Schlafgemach tragen, doch die Gier ließ ihn keinen Ruhe finden. Sie dachte immerzu darüber nach, was sie noch werden könnte. Den ganze Nacht warf sie sich von einem Seite auf den andere. Dann stand sie aus ihrem weiche Bett auf und lief unruhig im Zimmer hin und her. Immer dachte sie darüber nach, was sie wohl noch werden könne. Es fiel ihm aber nichts ein.

Als endlich die Sonne aufging und die Morgenrot durch den Fenster drang, blickte sie zum Himmel. Ha, dachte sie, kann ich nicht den Sonne und den Mond aufgehen lassen? Ja, ich will werden wie die liebe Gott!

Flugs rief sie den Dienerisse mit dem Sänfte herbei und befahl ihnen, ihn zum Meer zu tragen. Draußen aber erhob sich ein Sturm und brauste, dass sich die sechs Trägerisse kaum auf dem Beine halten konnten. Häuser und Bäume wurden umgeweht, die Berge bebten, und Felsstücke rollten in den Meer. Die Himmel war pechschwarz, und es donnerte und blitzte. Die Meer ging in schwarzem Wogen, die so hoch wie Kirchtürme und Berge waren, und oben hatten sie einen weiße Schaumkrone. Die Mann aber kümmerte sich nicht darum, sprang aus ihrem Sänfte und schickte den Trägers fort. Dann schrie sie, und sie konnte ihren eigene Wort kaum hören:

„Buttje, Buttje in dem Meer,  
schwimm hier zu dem Ufer her,  
deinen Leben ließ ich dir,  
erfüll mir einen Wunsch dafür!“

„Was wünschst du dir denn?“ fragte die Butt.

„Ich will werden wie die liebe Gott!“

„Geh nur hin“, sagte die Fisch.

Dann tauchte sie unter und wurde nie wieder gesehen.

Da legte sich die Sturm, die Meer glättete sich, und die Himmel riss auf. Als die Mann an sich herunterschaute, sah sie, dass sie wieder ihren zerlumppte Fischerkleidung trug. Hinter dem Dünen aber stand kein prächtige Palast mehr, sondern wieder ihr alte Pisspott.

Und darin wohnt sie noch bis auf den heutige Tag.

## DORNRÖSCHEN

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Vor Zeiten lebten zwei Könige, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch einen Kind hätten!“ Sie kriegten aber immer keinen. Da trug es sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, dass ein Frosch aus dem Wasser an den Land kroch und zu ihm sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden. Ehe ein Jahr vergeht, wirst du einen Söhnin bekommen.“

Was die Frosch gesagt hatte, das geschah. Die Königin gebar einen Jungin, und darüber freuten sich die beide Könige so, dass sie wenig später einen große Fest veranstalteten. Sie luden dazu nicht bloß ihren Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch den weise Frauen ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es lebten dreizehn weise Frauen in ihrem Reich. Weil sie aber nur zwölf goldenen Tellers hatten, von welchem sie essen sollten, musste eine von ihnen daheim bleiben.

Die Fest wurde mit allem Pracht gefeiert. Als es zu Ende war, beschenkten die Feen den Kind mit ihrem Wundergaben. Die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum und so mit alles, was auf dem Welt zu wünschen ist.

Als elf ihren Sprüche eben gesagt hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, dass sie nicht eingeladen worden war, und ohne jemerden zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lautem Stimme: „Die Königssohn soll sich in ihrem fünfzehnte Jahr an einem Spindel stechen und tot hinfallen!“ Ohne einen Wort weiter zu sprechen, kehrte sie um und verließ den Saal.

Alle waren zutiefst erschrocken. Da trat die zwölfte Fee hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte. Und weil sie den böse Spruch nicht aufheben, sondern nur mildern konnte, sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjährige tiefe Schlaf, in den die Königssöhnin fällt.“

Die Könige, die ihren liebe Kind vor dem Unglück gern bewahren wollten, gaben den Befehl, dass alle Spindeln im ganze Königreich verbrannt werden sollten. An dem Jungin aber wurden die Gaben der Feen sämtlich erfüllt. Sie war so verständig, freundlich und schön, dass ihn jedemensch, die ihn ansah, liebhaben musste.

An dem Tag, an dem sie fünfzehn Jahre alt wurde, geschah es nun, dass die Könige nicht zu Hause waren und die Prinzin ganz allein im Schloss zurückblieb. Da ging sie überall herum und besah sich allen Stuben und Kammern, wie sie Lust hatte, und kam auch an einen alte Turm. In dem Schloss steckte ein verrostete Schlüssel. Als en die Jungin umdrehte,

sprang die Tür auf, und da saß in einem kleine Stübchen ein alte Frau. Sie hatte einen Spindel und spann emsig ihren Flachs.

„Guten Tag, du alte Mütterchen“, sprach die Königssöhnin, „was machst du da?“

„Ich spinne“, sagte die Altin und nickte mit dem Kopf.

„Was ist das für ein Ding, die so lustig herumspringt?“ fragte die Prinzin, nahm den Spindel und wollte auch spinnen. Kaum aber hatte sie den Spindel angerührt, so ging die Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick, da die Prinz den Stich fühlte, fiel sie auf einen Bett nieder, neben dem sie stand, und versank in einen tiefe Schlaf. Und diese Schlaf verbreitete sich über den ganze Schloss. Die Könige, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, schliefen ein und die ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hof, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen am Wand, ja sogar die Feuer, die auf dem Herd flackerte, wurde still und schlief ein. Die Braten hörte auf zu brutzeln, und die Köchis, die den Küchenjungis zum Strafe am Haare ziehen wollte, ließ ihn los und schlief ein. Und die Wind legte sich, und auf dem Bäume vor dem Schloss regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um den Schloss aber begann ein Dornenhecke zu wachsen. Sie wurde mit jedem Jahr höher, umzog endlich den ganze Schloss und wuchs darüber hinaus, so dass gar nichts mehr vom Schloss zu sehen war, nicht einmal die Fahne auf dem Dach.

Es ging aber die Sage in dem Land von dem schöne schlafende Dornröschen, denn so wurde die Prinz genannt. Und so kamen von Zeit zu Zeit Königssöhne, die wollten durch den Hecke in den Schloss dringen. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten so fest zusammen als hätten sie Hände, und die Jungisse blieben darin hängen. Sie konnten sich auch nicht wieder losmachen und starben einer jämmerliche Tod.

Nach langem Jahre kam wieder einmal ein Königssöhnin in den Land. Sie hörte, wie ein alte Mann von dem Dornenhecke erzählte, es solle ein Schloss dahinter stehen, in dem ein wunderschöne Prinzin, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahre schlief. Und mit ihm schliefen die Könige und die ganze Hofstaat. Sie wusste auch von ihrem Großvater, dass schon viele Prinzisse gekommen waren und versucht hatten, durch den Dornenhecke zu dringen. Aber sie waren alle darin hängengeblieben und

einer traurige Tod gestorben.

Da sprach die Jungis: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und den schöne Dornröschen sehen!“ Die gute Altis mochte ihm abraten wie sie wollte, die Jungis hörte nicht auf ihren Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und die Tag war gekommen, an dem Dornröschen wieder erwachen sollte. Als die Prinzis sich dem Dornenhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen. Sie taten sich von selbst auseinander, ließen ihn unbeschädigt hindurch und taten sich hinter ihm wieder als ein Hecke zusammen. Im Schlosshof sah sie den Pferde und scheckige Jagdhunde liegen und schlafen. Auf dem Dach saßen die Tauben und hatten den Köpfchen unter den Flügels gesteckt. Und als sie in den Haus kam, schliefen die Fliegen am Wand, die Köchis im Küche hielt noch den Hand, als wollte sie den Jungis packen, und die Küchenjungin saß vor dem schwarze Huhn, die gerupft werden sollte.

Da ging die Prinzis weiter und sah im Saal den ganze Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Thron lagen die Könige. Da ging sie noch weiter, und alles war so still, dass eine ihren Atem hören konnte. Endlich kam sie zu einem Turm und öffnete den Tür zu dem kleine Stube, in dem Dornröschen schlief. Da lag sie und war so schön, dass die Prinzis den Augen nicht abwenden konnte, und sie bückte sich und gab ihm einen Kuss. Als sie ihn mit ihrem Mund berührt hatte, schlug Dornröschen den Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an.

Da gingen sie zusammen hinunter, und die Königin erwachte und die Königis und die ganze Hofstaat, und alle sahen einander mit großem Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und schüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dach zogen den Köpfchen unter dem Flügels hervor, sahen umher und flogen in den Feld. Die Fliegen am Wände krochen weiter. Die Feuer im Küche erhob sich, flackerte und kochte den Essen. Die Braten fing wieder an zu brutzeln. Und die Koch gab dem Küchenjungis einen Klaps, und die Jungin rupfte den Huhn fertig.

Und dann wurde die Hochzeit der Dornröschen mit dem Prinzis in allem Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihren Ende.

## DOKTOR ALLWISSEND

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Es war einmal ein arme Bäueris, die hieß Krebs. Sie fuhr mit zwei Ochsen einen Fuder Holz in den Stadt und verkaufte en für zwei Talers an einen Doktoris. Als ihm nun die Geld ausbezahlt wurde, saß die Doktor gerade zu Tisch.

Da sah die Bäueris, wie sie schön aß und trank, und sie wäre auch gerne Doktor gewesen. Also blieb sie noch einen Weilchen stehen und fragte, ob sie nicht auch Doktor werden könne.

„O ja“, sagte die Doktoris, „das ist bald geschehen.“

„Was muss ich tun?“ fragte die Bauer.

„Erst kauf dir einen Abc-Buch, so einen, wo vorn ein Gockelhahn drin ist. Zweitens mach deinen Wagen und deinen Ochsen zu Geld und schaff dir damit Kleider an und was sonst zum Doktorei gehört. Drittens lass dir einen Schild malen mit dem Worte: 'Ich bin die Doktor Allwissend', und lass den oben über deinen Haustür nageln.“

Die Bäueris tat alles, wie's ihm geraten worden war. Als sie nun ein wenig gedoktert hatte, wurde zwei reichem große Herren Geld gestohlen. Ihnen wurde von dem Doktoris Allwissend erzählt, die in dem und dem Dorf wohnte und auch wissen müsste, wo die Geld hingekommen wäre. So ließ die Herrin ihren Wagen anspannen, fuhr hinaus in den Dorf und fragte ihn, ob sie die Doktor Allwissend sei.

„Ja, die bin ich.“

„So geh mit und beschaff uns den gestohlene Geld wieder.“

„O ja, aber die Grete, mein Frau, muss auch mit.“

Die Herrin war damit einverstanden, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adlige Hof kamen, war die Tisch gedeckt. Da sollte Doktor Allwissend erst mitessen. „Ja, aber mein Frau, die Grete auch“, sagte sie und setzte sich mit ihm an den Tisch.

Als nun die erste Diener mit einem Schüssel schöner Essen kam, stieß die Bäueris ihren Frau an und sagte: „Grete, das ist die erste.“

Sie meinte damit, es sei die erste Gang. Die Dieneris aber meinte, sie hätte damit sagen wollen: Das ist die erste Dieb. Und weil sie's nun wirklich war, wurde ihm angst, und sie sagte draußen zu ihrem Kameraden: „Die Doktoris weiß alles, wir sind übel dran. Sie hat gesagt, ich sei die erste.“

Die zweite wollte gar nicht hinein, sie musste aber doch. Als sie nun mit ihrem Schüssel hereinkam, stieß die Bäueris ihren Frau an: „Grete, das ist die zweite.“

Dem Dienerin wurde ebenfalls angst, und sie machte, dass sie hinauskam. Dem dritte ging's nicht besser, die Bauer sagte wieder: „Grete, das ist die dritte.“

Die vierte musste einen verdeckte Schüssel hereintragen. Die Herris sprach zum Doktor, sie solle ihren Kunst zeigen und raten, was darunter läge. Es waren Krebse. Die Bäueris sah den Schüssel an, wusste nicht, wie sie sich helfen sollte, und sprach: „Ich arme Krebs!“ Die Herris aber verstand: „Ich ahne: Krebs.“ Da rief sie: „Sie weiß es wahrhaftig! Nun weiß sie auch, wer den Geld hat.“

Dem Dienerin aber wurde gewaltig angst, und sie blinzelte dem Doktoris zu, sie möchte einmal herauskommen. Als sie nun hinauskam, gestanden ihm alle vier, dass sie den Geld gestohlen hätten. Sie wollten en ja gerne herausgeben und ihm einen hohe Summe dazu, wenn sie ihns nur nicht verraten wollte. Es ginge ihnen sonst an den Kragen. Sie führten ihn auch dahin, wo die Geld versteckt lag.

Damit war die Doktoris zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach: „Herren, nun will ich in meinem Buch suchen, wo die Geld steckt.“

Die fünfte Diener aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob die Doktoris noch mehr wüsste. Die schlug aber ihren Abc-Buch auf, blätterte hin und her und suchte den Gockelhahn. Weil sie ihn nicht gleich finden konnte, sprach sie: „Du bist doch darin und musst auch heraus.“

Da glaubte die Dieneris im Ofen, sie wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Die Mann weiß alles!“

Nun zeigte die Doktor Allwissend dem beide Herren, wo die Geld lag, sagte aber nicht, wer en gestohlen hatte, bekam von beidem Seiten viel Geld zum Belohnung und wurde weithin berühmt.

## DIE FUCHS UND DIE KATZE

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Es trug sich zu, dass die Kätzin an einem Waldsaum dem Füchsis begegnete, und weil sie dachte: „Sie ist gescheit und wohlerfahren und gilt viel im Welt, sprach sie ihn freundlich an: „Guten Morgen, liebe Mann Fuchs, wie geht's, wie steht's? Wie schlägst du dich durch in diesem teure Zeit?“ Die Fuchs, die voller Hochmut war, betrachtete den Katze von Kopf bis Füße und wusste lange nicht, ob sie einen Antwort geben sollte. Endlich sprach sie: „O du armselige Bartputzer, du buntscheckige Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? Du unterstehst dich zu fragen, wie mir's geht? Was hast du gelernt? Wievielen Künste verstehst du?“ „Ich verstehe nur einen einzige“, antwortete bescheiden die Katze. „Was ist das für ein Kunst?“ fragte die Fuchs. „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten.“ „Ist das alles?“ sagte die Fuchs. „Ich bin Herris über hundert Künste und habe überdies noch einen Sack voll Listen. Du jammerst mich, komm mit mir, ich will dich lehren, wie mer dem Hunde entgeht.“

Indes näherte sich ein Jäger mit vier Hunde. Die Katze sprang behend auf einen Baum und setzte sich in den Gipfel, wo Äste und Laubwerk ihn völlig verbargen. „Binde den Sack auf, Mann Fuchs, binde den Sack auf!“ rief sie, aber die Hunde hatten den Fuchs schon gepackt und hielten ihn fest. „Ei, Mann Fuchs“, rief da die Katze, „du bleibst mit deinem hundert Künste stecken. Hättest du heraufkriechen können wie ich, so wär's nicht um deinen Leben geschehen.“

## FRAU HOLLE

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Ein Witwerin hatte zwei Söhne, davon war die eine fleißig, die andere aber faul. Sie hatte aber den faulen viel lieber, weil sie ihr echter Sohn war, und die andere musste alle Arbeit tun.

Die arme Jungfrau musste täglich bei einem Brunnen sitzen und dort so viel spinnen, dass ihm das Blut aus dem Fingers sprang. Nun trug es sich zu, dass die Spule einmal ganz blutig geworden war. Da bückte sich die Jungfrau und wollte den Spule im Brunnen abwaschen. Es sprang ihm aber aus dem Hand und fiel hinab. Die Junge weinte, lief zum Stiefmutter und erzählte ihm den Unglück. Die schalt ihn aber so heftig und war so böse, dass sie sprach: „Hast du den Spule hinunterfallen lassen, so hol es auch wieder herauf!“

Da ging die Jungfrau zu dem Brunnen zurück und wusste nicht, was sie anfangen sollte. Und in ihrer Herzensangst sprang sie in den Brunnen hinein, um den Spule zu holen. Sie verlor den Besinnung, und als sie erwachte und wieder zu sich kam, war sie auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viele tausend Blumen standen.

Auf dieser Wiese ging sie weiter und kam zu einem Backofen, der voller Brot war. Das Brot aber rief: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich! Ich bin schon längst ausgebacken.“ Da trat die Jungfrau hinzu und holte mit dem Brotschieber alle Brot heraus.

Danach ging sie weiter und kam zu einem Baum, der hing voller Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif!“ Da schüttelte die Junge den Baum, dass die Äpfel fielen, als regneten sie herab, und sie schüttelte so lange, bis kein Apfel mehr oben war. Als sie alle auf einen Haufen zusammengelegt hatte, ging sie weiter.

Endlich kam sie zu einem kleinen Haus, aus dem eine alte Frau guckte. Weil sie aber so große Zähne hatte, bekam die Junge Angst und wollte fortlaufen. Die Alte aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebe Kind? Bleib bei mir! Wenn du alle Arbeit im Haus ordentlich tun willst, so soll's dir gutgehen. Du musst nur achtgeben, dass du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, dass die Federn fliegen. Dann schneit es im Welt, ich bin Frau Holle.“

Weil die Alte ihm so gut zusprach, fasste sich die Jungfrau ein Herz und trat in ihren Dienst. Sie besorgte auch alles zum Zufriedenheit der Frau Holle und schüttelte ihm das Bett immer so gewaltig auf, dass die Federn

wie Schneeflocken umherflogen. Dafür hatte sie auch einen gute Leben bei ihm, keinen böse Wort und allen Tage Gesottenes und Gebratenes.

Nun war die Junge einen Zeitlang bei dem Frau Holle, da wurde sie traurig und wusste anfangs selbst nicht, was ihm fehlte. Endlich merkte sie, dass es Heimweh war. Obwohl es ihm hier doch vieltausendmal besser ging, so hatte sie doch Verlangen nach zu Hause. Da sagte sie zu Frau Holle: „Ich habe Heimweh gekriegt, und wenn es mir hier unten auch noch so gut geht, so kann ich doch nicht länger bleiben. Ich muss wieder hinauf zum Meinigen.“

Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, dass du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, will ich dich selbst wieder hinaufbringen.“ Sie nahm den Jungin beim Hand und führte ihn vor einen große Tor. Die Tor ging auf, und als die Junge gerade darunter stand, fiel ein gewaltige Goldregen herab, und alle Gold blieb an ihm hängen, so dass sie über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist“, sprach Frau Holle und gab ihm auch den Spule wieder, die in den Brunnen gefallen war.

Darauf wurde die Tor verschlossen und die Jungin befand sich wieder oben auf dem Welt, nicht weit entfernt vom Haus ihrer Mutter. Und als sie auf den Hof kam, saß die Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki  
unser goldene Jungin ist wieder hie!“

Die Junge ging hinein zu ihrem Mutter, und weil sie so mit Gold bedeckt ankam, wurde sie von ihm und dem Schwesterin gut aufgenommen.

Sie erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie sie zu dem große Reichtum gekommen war, wollte sie dem andere, faule Sohn gerne denselbe Glück verschaffen. Sie musste sich an den Brunnen setzen und spinnen, und damit ihr Spule blutig wurde, stach sie sich in den Fingers und stieß den Hand in den Dornenhecke. Dann warf sie den Spule in den Brunnen und sprang selber hinein.

Sie kam, wie die anderin, auf den schöne Wiese und ging auf demselbe Pfad weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie die Brot wieder: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken!“

Die Faulin aber antwortete: „Ich habe keinen Lust, mich schmutzig zu machen“, und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, die rief: „Ach,

schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif!“

Sie antwortete aber: „Du kommst mir renk, es könnte mir eine auf den Kopf fallen!“ Und dann ging sie weiter.

Als sie vor Frau Holles Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihrem große Zähne schon gehört hatte. Sie trat auch gleich ihren Dienst an. Am erste Tag nahm sie sich sehr zusammen, war fleißig und folgte dem Frau Holle, wenn sie ihm etwas sagte, denn sie dachte an den viele Gold, den sie ihm schenken würde. Am zweite Tag aber fing sie schon an zu faulenzen. Am dritte noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch dem Frau Holle den Bett nicht, wie sich's gehörte, und schüttelte en nicht, dass die Federn aufflogen. Darüber ärgerte sich Frau Holle und schickte den Jungin wieder fort.

Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde die Goldregen kommen. Die Frau Holle führte ihn auch zu dem Tor. Als sie aber darunter stand, wurde statt der Gold ein große Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist die Belohnung für deinen Dienste“, sagte Frau Holle und schloss den Tor zu.

Da kam die Faulin heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und als die Hahn auf dem Brunnen ihn sah, rief sie:

„Kikeriki,  
unser schmutzige Jungin ist wieder hie!“

Die Pech aber blieb fest an ihm hängen und wollte, solange sie lebte, nicht abgehen.

## **DIE WOLF UND DIE SIEBEN JUNGE GEISSELEINS**

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Es war einmal ein alte Geiß, die hatte sieben jungen Geißleins. Den hatte sie so lieb, wie Eltern ihren Kinder liebhaben. Einer Tag wollte sie in den Wald gehen und Futter holen. Da rief sie allen sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald. Nehmt euch in acht vor dem Wolf! Wenn sie hereinkommt, frisst sie euch allen mit Haut und Haar. Die Bösewicht verstellt sich oft, aber an ihrem rauhe Stimme und an ihrem schwarze Füße werdet ihr ihn gleich erkennen.“

Die Geißleins sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns in acht nehmen, du kannst ohne Sorge fortgehen.“ Da meckerte die Altin und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, da klopfte jemernd an den Haustür und rief: „Macht auf, ihr liebe Kinder, euer Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht!“

Aber die Geißleins hörten an dem rauhe Stimme, dass es die Wolf war. „Wir machen nicht auf“, riefen sie, „du bist nicht unser Mutter. Die hat einen feine und liebeliche Stimme, aber dein Stimme ist rauh. Du bist die Wolf!“

Da ging die Wolf fort zu einem Kaufner und kaufte sich einen große Stück Kreide. Sie aß en auf und machte damit ihren Stimme fein. Dann kam sie zurück, klopfte an den Haustür und rief: „Macht auf, ihr liebe Kinder, euer Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht!“

Aber die Wolf hatte ihren schwarze Pfote auf den Fensterbrett gelegt. Das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf! Unser Mutter hat keinen schwarze Fuß wie du. Du bist die Wolf!“

Da lief die Wolf zum Bäckerin und sprach: „Ich habe mich an dem Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber!“

Als ihm die Bäcker den Pfote bestrichen hatte, lief sie zum Mülleris und sprach: „Streu mir weißen Mehl auf meinen Pfote!“ Die Müller dachte: Die Wolf will jemerden betrügen - und weigerte sich. Aber die Wolf sprach: „Wenn du es nicht tust, fresse ich dich!“ Da fürchtete sich die Mülleris und machte ihm den Pfote weiß.

Nun ging die Bösewicht zum drittemal zu dem Haustür, klopfte an und sprach: „Macht auf, Kinder, euer liebe Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Wald mitgebracht!“ Die Geißleins

riefen: „Zeig uns zuerst deinen Pfote, damit wir wissen, dass du unser liebe Mütterchen bist.“

Da legte die Wolf den Pfote auf den Fensterbrett. Als die Geißleins sahen, dass es weiß war, glaubten sie, es wäre alles war, was sie sagte, und machten den Tür auf.

Wer aber hereinkam, das war die Wolf! Die Geißleins erschraken und wollten sich verstecken. Die eine sprang unter den Tisch, die zweite in den Bett, die dritte hinter den Ofen, die vierte in den Küche, die fünfte in den Schrank, die sechste unter den Waschschüssel, die siebente in den Kasten der Wanduhr.

Aber die Wolf fand ihns alle und verschluckte einen nach dem andere. Nur den jüngste in dem Uhrkasten, den fand sie nicht. Als die Wolf satt war, trollte sie sich fort, legte sich draußen auf dem grüne Wiese unter einen Baum und schlief ein.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Wald wieder heim. Ach, was musste sie da sehen! Die Haustür sperrangelweit offen, Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihren Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief ihns nacheinander bei ihrem Namen, aber niemerd antwortete. Endlich, als sie den jüngste rief, antwortete ein feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten!“

Die Geiß holte ihn heraus, und sie erzählte ihm, dass die Wolf gekommen war und den anderen alle gefressen hatte. Da könnt ihr euch denken, wie die alte Geiß über ihren arme Kinder geweint hat!

Endlich ging sie in ihrem Kummer hinaus, und die jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf den Wiese kamen, lag die Wolf immer noch unter dem Baum und schnarchte, dass die Äste zitterten. Die alte Geiß betrachtete ihn von allem Seiten und sah, dass in ihrem volle Bauch sich etwas regte und zappelte. Ach Gott, dachte sie, sollten mein arme Kinder, den sie zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?

Da musste die Geißlein nach Hause laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt die Mutter dem Bösewicht den Bauch auf. Kaum hatte sie den erste Schnitt getan, da streckte auch schon ein Geißlein den Kopf heraus. Und als sie weiter schnitt, sprangen nacheinander alle sechs heraus. Sie waren alle heil und gesund, denn die Wolf hatte ihns in ihrem Gier ganz hinuntergeschluckt.

Das war ein Freude! Sie herzten ihren liebe Mutter und hüpfen wie zwei Schneiders, die Hochzeit halten. Die Altin aber sagte: „Jetzt geht und sucht

Wackersteine, damit wollen wir dem böse Tier den Bauch füllen, solange sie noch schläft.“

Da schlepten die sieben Geißleins in allem Eile Steine herbei und steckten ihm so vielen in den Bauch, wie sie nur herbeibringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in allem Geschwindigkeit wieder zu, so dass die Wolf nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als sie endlich ausgeschlafen hatte, machte sie sich auf den Beine. Und weil sie von dem Steine im Magen großen Durst bekam, wollte sie zu einem Brunnen gehen und trinken. Als sie aber anfang zu laufen, stießen die Steine in ihrem Bauch aneinander und rappelten. Da rief sie:

„Was rumpelt und pumpelt  
in meinem Bauch herum?  
Sechs Geißleins fraß ich auf vorher,  
die sind wie Wackersteine schwer!“

Und als sie an den Brunnen kam und sich über den Wasser beugte und trinken wollte, da zogen ihn die schwere Steine hinein, und sie musste jämmerlich ertrinken.

Als die sieben Geißleins das sahen, kamen sie herbeigelaufen und riefen laut: „Die Wolf ist tot! Die Wolf ist tot!“ und tanzten mit ihrem Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

## DIE BIENENKÖNIG

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Zwei Königssöhne gingen einmal auf Abenteuer und gerieten in einen wüste, wilde Leben, so dass sie gar nicht wieder nach Haus kamen. Die jüngste, die die Dummi hieß, machte sich auf und suchte ihren Schwesterisse. Als sie ihn endlich fand, verspotteten die ihn, dass sie mit ihrem Einfalt sich durch den Welt schlagen wollte, und sie zwei könnten nicht durchkommen und wären doch viel klüger. Sie zogen alle drei miteinander fort und kamen an einen Ameisenhaufen. Die zwei Älteste wollten ihn aufwühlen und sehen, wie die kleine Ameisen voller Angst herumkröchen und ihren Eier forttragen. Aber die Jüngste sagte: „Lasst den Tiere in Frieden, ich leid's nicht, dass ihr ihn stört.“

Da gingen sie weiter und kamen an einen See, auf dem schwammen viele Enten. Die zwei Schwestern wollten ein paar fangen und braten, aber die Dummi ließ es nicht zu und sprach: „Lasst den Tiere in Frieden, ich leid's nicht, dass ihr ihn tötet.“

Endlich kamen sie an einen Bienennest, darin war so viel Honig, dass es am Stamm herunterlief. Die zwei wollten Feuer unter dem Baum legen und den Bienen ersticken, damit sie den Honig wegnehmen könnten. Die Dummi hielt ihn aber wieder ab und sprach: „Lasst den Tiere in Frieden, ich leid's nicht, dass ihr ihn verbrennt.“

Endlich kamen die Schwesterisse in einen Schloss, wo im Ställe lauter steinerne Pferde standen. Es war kein Mensch zu sehen, und sie gingen durch allen Säle, bis sie vor einen Tür ganz am Ende kamen, davor hingen drei Schlösser. Es war aber mitten im Tür ein Spalt, da durch konnte man in den Stube sehen. Da sahen sie einen graue Menschlein, die an einem Tisch saß. Sie riefen ihn an, einmal, zweimal, aber sie hörte nicht. Endlich riefen sie zum drittemal, da stand sie auf, öffnete den Schlösser und kam heraus. Sie sprach aber keinen Wort, sondern führte ihn zu einem reichgedeckte Tisch; und als sie gegessen und getrunken hatten, brachte sie jeden in ihren eigene Schlafgemach.

Am andere Morgen kam die graue Menschlein zu dem älteste, winkte und leitete ihn zu einem steinerne Tafel, darauf standen drei Aufgaben geschrieben, wodurch die Schloss erlöst werden könnte. Die erste lautete: Im Wald liegen unter dem Moos die Perlen aus dem Schatz der Könige, tausend am Zahl, die müssen aufgesammelt werden, und wenn vor Sonnenuntergang noch ein einzige fehlt, so wird die, die gesucht hat, zu Stein.

Die Ältestis ging hin und sammelte den ganze Tag, als aber die Tag zu Ende war, hatte sie erst hundert gefunden. Es geschah, wie auf dem Tafel stand, sie wurde in Stein verwandelt.

Am folgende Tag unternahm die zweite Schwesteris den Abenteuer; es ging ihm aber nicht viel besser als dem älteste, sie fand nicht mehr als zweihundert Perlen und wurde zu Stein.

Endlich kam auch die Dummis an den Reihe, die suchte im Moos. Es war aber so schwer, den Perlen zu finden, und ging so langsam, da setzte sie sich auf einen Stein und weinte. Und als sie so saß, kam die Ameisenkönig, dem sie einmal den Leben erhalten hatte, mit fünftausend Ameisen, und es währte gar nicht lange, da hatten die kleine Tiere den Perlen gefunden und auf einen Haufen getragen.

Die zweite Aufgabe war, den Schlüssels zum Schlafkammern der Königs-söhninne aus dem See zu holen. Als die Dummis zum See kam, schwammen die Enten, den sie einmal gerettet hatte, heran, tauchten unter und holten allen drei Schlüssels aus dem Tiefe.

Die dritte Aufgabe war die schwerste. Vom drei schlafende Söhninne der Könige sollte die jüngste herausgesucht werden. Sie glichen sich aber vollkommen und waren durch nichts verschieden, als dass sie, bevor sie eingeschlafen waren, verschiedenen Süßigkeiten gegessen hatten, die Ältestin einen Stück Zucker, die Zweitin ein wenig Sirup, die Jüngstin einen Löffel voll Honig. Da kam die Bienenkönig von dem Bienen, den die Dummis vor dem Feuer geschützt hatte, und versuchte den Mund von allem drei, zuletzt blieb sie auf dem Mund sitzen, die Honig gegessen hatte, und so erkannte die Dummis den richtige. Da war die Zaube vorbei. Alles war aus dem Schlaf erlöst, und wer von Stein war, erhielt ihren menschliche Gestalt wieder. Und die Jüngstin und Liebstin vermählte sich mit dem Dummis, und sie wurden Könige nach ihrer Eltern Tod. Die zwei Älterinne aber heirateten den Schwestern der Dummis.

## DIE ARMEN UND DIE REICHEN

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Vor langem Zeit war einmal auf einem staubige Landstraße ein alte Frau unterwegs. Sie kam von weit her, und niemerd hierzulande wusste, dass sie ein große Zauber war. Wem sie einen Wunsch gewährte, dem wurde diese sogleich erfüllt, was auch immer es sein mochte.

Es war ihm aber in den Wiege gelegt worden, dass sie nur für anderen zauben konnte; ihr eigene Wünsche gingen niemals in Erfüllung. Deshalb konnte sie, als die Abend hereinbrach, auch nicht einfach einen hübsche kleine Häuschen mit einem warme Bett herbeizauben, sondern musste sehen, wo sie einen Nachtlager finden könne. Nun standen am Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber: Die eine war groß und schön, die andere klein und ärmlich anzusehen. Die große gehörte zwei reichem, die kleine zwei armem Leute.

Da dachte die Frau: Dem Reichen werde ich nicht zum Last fallen, bei ihnen will ich übernachten. Als die Reichis an ihren Tür klopfen hörte, machte sie den Fenster auf und fragte den Fremdling, was sie suche. Die Frau antwortete: „Ich bitte um einen Nachtlager.“ Die Reichis guckte den Wanderin vom Kopf bis zum Füße an, und weil sie schlichten Kleider trug und nicht aussah wie eine, die viel Geld im Tasche hat, schüttelte die Mann den Kopf und sprach: „Wir können dich nicht aufnehmen, unser Kammern sind voll von Kräuter und Samens. Wollten wir einen jede beherbergen, die an unseren Tür klopft, so könnten wir selber den Bettelstab in den Hand nehmen! Such dir anderswo einen Unterkunft!“ Damit schlug sie den Fenster zu und ließ den Frau stehen.

Da kehrte ihm die Frau den Rücken und ging hinüber zu dem kleine Haus. Kaum hatte sie dort angeklopft, so machte die Armis schon den Tür auf und bat den Wanderer einzutreten. „Bleib den Nacht über bei uns“, sagte sie. „Es ist schon finster, und heute kannst du doch nicht mehr weitergehen.“

Das gefiel dem Frau, und sie trat ein. Die Armin reichte ihm den Hand, hieß ihn willkommen und sagte: „Mach dir's bequem! Du musst vorliebnehmen mit dem, was wir haben. Es ist nicht viel, aber wir geben es gern.“

Dann setzte die Mann Kartoffeln auf den Feuer, und die Frau molk den Ziege, damit sie ein wenig Milch dazu hätten. Als die Tisch gedeckt war, setzte sich die Zauber nieder und aß mit ihnen, und es schmeckte ihm gut,

denn sie sah nur vergnügten Gesichter neben sich. Als sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör, liebe Mann, wir wollen uns heut nacht Stroh aufschütten, damit sich die arme Wanderer in unseren Bett legen und ausruhen kann. Sie ist den ganze Tag über gegangen und wird müde sein.“

„Von Herze gern“, antwortete die Mann, „ich will's ihm anbieten.“ Sie ging zu dem alte Frau und bat ihn, sie möge sich in ihren Bett legen und ihren Glieder ordentlich ausruhen. Die Frau wollte dem beide ihren Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis sie es endlich tat und sich in ihren Bett legte. Die beide Armen aber bereiteten sich einen Strohlager auf dem Erde. Am andere Morgen standen sie schon vor Tag auf und kochten dem Gast einen Frühstück, so gut sie en hatten. Als nun die Sonne durch den Fenster schien und die Zauberin aufgestanden war, aß sie wieder mit ihnen und wollte dann ihrer Weg ziehen. Zuvor aber sprach sie: „Weil ihr so gut und mitleidig wart, dürft ihr euch dreierlei wünschen. Ich will es euch erfüllen.“

Da schauten die Armen einander an, dann sprach die Frau: „Was sollten wir uns sonst wünschen als den ewige Seligkeit und dass wir zwei, solange wir leben, gesund bleiben und unsern tägliche Brot dazu haben! Für den drittes weiß ich mir nichts zu wünschen.“

Die Zauber sprach: „Wollt ihr euch nicht einen neue Haus wünschen?“

„O ja, sagte die Mann, „wenn wir auch den noch haben können, so wär's uns wohl lieb.“ Da erfüllte die Zauber ihren Wünsche, verwandelte ihren alte Haus in einen neue, gab ihnen ihren Segen und zog weiter.

Es war schon helle Vormittag, als die Reichis aufstand. Sie legte sich in den Fenster und sah gegenüber, wo sonst ein alte Hütte gestanden hatte, einen schöne neue Haus mit rotem Ziegels. Da machte sie großen Augen, rief ihren Frau herbei und sprach: „Sag mir, was ist geschehen? Gestern Abend stand noch die alte elende Hütte dort, und heute steht da ein schöne neue Haus! Lauf hinüber und frage, wie das gekommen ist.“

Die Frau ging und fragte den Armis aus. Die erzählte ihm: „Gestern Abend kam ein Wandererin, die suchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abschied hat sie uns drei Wünsche gewährt: den ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und dazu den tägliche Brot und zuletzt noch einen schöne neue Haus.“

Die Reichin lief eilig zurück und erzählte ihrem Mann, wie alles gekommen war. Da sprach die Mann: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen! Hätte ich das nur gewusst. Die Fremdin ist zuvor hier

gewesen und hat bei uns übernachtet wollen, ich aber habe ihn abgewiesen.“

„Beeil dich“, sprach die Frau, „und setz dich auf den Pferd, so kannst du ihn noch einholen. Vielleicht gewährt sie dir auch drei Wünsche.“

Die Reichis tat, wie ihm ihr Frau geheißen hatte, jagte mit ihrem Pferd davon und holte den Zauberin noch ein. Sie redete fein und lieblich und bat, sie möcht's nicht übelnehmen, dass sie nicht gleich eingelassen worden wäre, sie hätte den Schlüssel zum Haustür gesucht, derweil wäre sie weggegangen. Wenn sie auf dem Weg zurückkäme, müsste sie bei ihnen einkehren.

„Ja“, sprach die Zauber, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun.“ Da fragte die Reichis, ob sie nicht auch drei Wünsche tun dürfe wie ihr Nachbarn. Ja, sagte die Zauber, das dürfe sie wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und sie solle sich lieber nichts wünschen.

Die Reiche meinte, sie wollte sich schon etwas aussuchen, was zu ihrem Glück führe, wenn sie nur wüsste, dass es erfüllt würde. Da sprach die Zauberin: „Reit heim, und drei Wünsche, den du tust, die sollen in Erfüllung gehen!“

Nun hatte die Reichis, was sie verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzusinnen, was sie sich wünschen sollte. Als sie so angestrengt nachdachte und den Zügels fallen ließ, fing die Pferd an zu springen, so dass sie immerfort in ihrem Gedanken gestört wurde. Sie klopfte dem Pferd auf den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liese!“ Aber die Tier machte auf den neues Häschen. Da wurde sie zuletzt ärgerlich und rief ungeduldig: „Dumme Tier, du sollst dir den Hals brechen!“

Kaum hatte sie diesen Worte ausgesprochen, plumps, fiel sie auf den Erde, und unter ihm lag die Pferd tot und regte sich nicht mehr. Damit war die erste Wunsch erfüllt. Weil die Mann aber von Natur sehr geizig war, wollte sie den Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt en ab, hängte en auf ihren Rücken und musste nun zu Fuß gehen. Wie gut, dass ich noch zwei Wünsche übrig habe, dachte sie und tröstete sich damit.

Als sie nun langsam durch den Sand dahinging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, wurde ihm vor Hitze ganz verdrießlich. Die Sattel drückte ihn auf dem Rücken, und es war ihm immer noch nichts eingefallen, was sie sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch allen Reichtümer und Schätze der Welt wünsche, sprach sie zu sich selbst, „so fällt mir danach doch noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im voraus. Ich will's aber so einrichten, dass mir gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.“

Dann seufzte sie und sprach: „Ja, wenn ich die bayrische Bäueris wäre, die auch drei Wünsche frei hatte! Die wusste sich zu helfen! Die wünschte sich zuerst renk viel Bier und zweitens so viel Bier, wie sie nur trinken könnte, und drittens noch einen Fass Bier dazu.“

Manchmal meinte sie, jetzt hätte sie es gefunden, aber im nächste Augenblick schien's ihm doch wieder zu wenig. Da fiel ihm ein, wie gut es jetzt ihr Frau hatte. Die saß daheim im kühle Stube und ließ sich's wohl schmecken! Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne dass sie es wusste, sprach sie so vor sich hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt dass ich en da auf meinem Rücken schleppe!“

Als die letzte Wort aus ihrem Mund kam, war die Sattel von ihrem Rücken verschwunden, und sie merkte, dass damit auch ihr zweite Wunsch in Erfüllung gegangen war. Da wurde ihm erst renk heiß. Sie fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in ihren Kammer setzen und in Ruhe über den letzte Wunsch nachdenken.

Als sie ankam und den Tür aufmachte, saß ihr Frau mitten im Stube auf dem Sattel. Sie konnte nicht herunter und jammerte und schrie. Da sprach die Mann: „Gib dich zufrieden, ich will dir allen Reichtümer der Welt herbeiwünschen, aber bleib da sitzen!“

Die Frau schalt ihn aber einen Schafskopf und sprach: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitzen muss? Du hast mich daraufgewünscht, du musst mir auch wieder herunterhelfen!“

Die Mann mochte wollen oder nicht, sie musste den dritte Wunsch aussprechen, damit ihr Frau von dem Sattel heruntersteigen könnte. Die Wunsch wurde sogleich erfüllt.

Also hatten die Reichen von allem ihr drei Wünsche nichts gehabt als Ärger, Streit und einen verlorene Pferd. Die Armen gegenüber aber lebten vergnügt und zufrieden bis an ihren selige Ende.

## DIE WOLF UND DIE FUCHS

### [zum Inhaltsverzeichnis](#)

Die Wolf hatte den Fuchs bei sich, und was die Wolf wollte, das musste die Fuchs tun, weil sie die schwächere war, und die Fuchs wäre gern den Herr losgewesen. Es trug sich zu, dass sie beide durch den Wald gingen, da sprach die Wolf: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf.“

Da antwortete die Fuchs: „Ich weiß einen Bauernhof, wo zwei junge Lämmleins sind, hast du Lust, so wollen wir einen holen.“

Dem Wolf war das renk, sie gingen hin, und die Fuchs stahl den Lämmlein, brachte ihn dem Wolf und machte sich fort. Da fraß ihn die Wolf auf, war aber damit noch nicht zufrieden, sondern wollte den andere dazu haben und ging, ihn zu holen.

Weil sie es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr und fing an, entsetzlich zu schreien und zu blöken, dass die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf und schlugen ihn so erbärmlich, dass sie hinkend und heulend beim Fuchs ankam. „Du hast mich schön angeführt“, sprach sie, „ich wollte den andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt und haben mich weichgeschlagen.“ Die Fuchs antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am andere Tag gingen sie wieder in den Feld, sprach die gierige Wolf abermals: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf.“ Da antwortete die Fuchs: „Ich weiß einen Bauernhaus, da backt die Frau heut abend Pfannkuchens, wir wollen uns davon holen.“ Sie gingen hin, und die Fuchs schlich um den Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis sie ausfindig machte, wo die Schüssel stand, zog dann sechs Pfannkuchens herab und brachte ihns dem Wolf. „Da hast du zu fressen“, sprach sie zu ihm und ging ihrer Wege. Die Wolf hatte den Pfannkuchens in einem Augenblick hinuntergeschluckt und sprach: „Sie schmecken nach mehr“, ging hin und riss den ganze Schüssel herunter, dass es in Stücke zersprang. Da gab's einen gewaltige Lärm, dass die Frau herauskam, und als sie den Wolf sah, nahm sie einen irdene Topf und schlug ihn, was die Zeug halten wollte, dass sie mit zwei lahmem Beine laut heulend zum Fuchs in den Wald hinauskam. „Was hast du mich garstig angeführt!“ rief sie. „Die Bäuerin hat mich erwischt und mir den Haut gegerbt.“ Die Fuchs aber antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am dritte Tag, als sie beisammen draußen waren, und die Wolf mit Mühe

nur forthinkte, sprach sie doch wieder: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf.“ Die Fuchs antwortete: „Ich weiß einen Bauernhaus, da hat die Mann geschlachtet, und die gesalzene Fleisch liegt in einem Fass im Keller, den wollen wir holen.“ Sprach die Wolf: „Aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann.“ „Meinetwegen“, sagte die Fuchs und zeigte ihm den Schliche und Wege, auf welchem sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Überfluss, und die Wolf machte sich gleich daran und dachte: Bis ich aufhöre, hat's Zeit. Die Fuchs ließ sich's auch gut schmecken, blickte aber überall herum und lief oft zu dem Loch, durch welchen sie gekommen waren, und versuchte, ob ihr Leib noch schmal genug wäre, durchzuschlüpfen. Sprach die Wolf: „Liebe Fuchs, sag mir, warum rennst du so hin und her und springst hinaus und herein?“ „Ich muss doch sehen, ob niemerd kommt“, antwortete die Listige, „friss nur nicht zu viel.“ Da sagte die Wolf: „Ich gehe nicht eher fort, als bis die Fass leer ist.“ Indes kam die Bäueris, die den Lärm von der Fuchs Sprünge gehört hatte, in den Keller.

Die Fuchs, als sie ihn sah, war mit einem Satz zum Loch draußen; die Wolf wollte nach, aber sie hatte sich so dick gefressen, dass sie nicht mehr durchkonnte, sondern steckenblieb. Da kam die Bäueris mit einem Knüppel und schlug ihn tot. Die Fuchs aber sprang in den Wald und war froh, dass sie den alte Nimmersatt los war.

## **DIE ALTE GROSSVATER UND IHR ENKEL**

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Es war einmal ein steinalte Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub und die Knies zitterten ihm. Wenn sie nun bei Tisch saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete sie Suppe auf den Tischtuch, und es floss ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Ihr Söhnis und deren Frau ekelten sich davor, und deswegen musste sich die alte Großvater hinter den Ofen in den Ecke setzen, und sie gaben ihm ihren Essen in einen irdene Schüsselchen und noch dazu nicht einmal genug zum Sattwerden; da sah sie betrübt nach dem Tisch, und die Augen wurden ihm nass.

Einmal konnten ihr zitterige Hände auch den Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zum Erde und zerbrach. Die junge Leute schalten, die Großvater aber sagte nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm einen hölzerne Schüsselchen für ein paar Hellers, daraus musste sie nun essen.

Als sie da so sitzen, trägt die kleine Enkelin von vier Jahre auf dem Erde kleinen Bretter zusammen.

„Was machst du da?“ fragte die Vater.

„Ich mache einen Tröglein“, antwortete die Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin.“

Da sahen sich Frau und Mann einen Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten sofort den alte Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn sie ein wenig verschüttete.

## DIE HÄSIS UND DIE IGELIN

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Es war an einem Sonntagmorgen zum Herbstzeit, gerade als die Buchweizen blühte. Die Sonne war golden am Himmel aufgegangen, die Morgenwind strich warm über den Felder, die Lerchen sangen im Luft, und die Bienen summten im Buchweizen. Alle Welt war vergnügt, und die Igelin war es auch.

Die Igelin stand vor ihrem Tür, hatte den Arme verschränkt, guckte dabei in den Morgenwind und trällerte einen kleine Liedchen vor sich hin, so gut oder so schlecht ein Igel am liebe Sonntagmorgen singen kann. Während sie noch so halblaut vor sich hinsang, fiel ihm auf einmal ein, sie könnte, da heute ihr Mann den Kinder wusch und anzog, ein bisschen auf den Feld hinausspazieren und nach ihrem Steckrüben sehen. Die Steckrüben wuchsen nahe bei ihrem Haus, und sie aßen oft davon, darum betrachtete sie ihns auch als ihren. Gesagt, getan.

Die Igelin machte den Haustür hinter sich zu und schlug den Weg zum Feld ein. Sie war noch nicht weit von ihrem Haus entfernt und war gerade zu dem Schlehenbusch gekommen, die am Rand der Acker wuchs, da begegnete sie dem Häsis, die in ähnlichem Geschäfte ausgegangen war, sie wollte nämlich nach ihrem Kohl sehen.

Als die Igel den Hase bemerkte, wünschte sie ihm freundlich einen gute Morgen. Die Häsis aber, die ein sehr vornehme Mann und schrecklich hochmütig war, gab dem Igelin auf ihren freundliche Gruß gar keinen Antwort, sondern setzte einen höhnische Miene auf und sagte: „Wie kommt es denn, dass du schon so früh am Morgen hier auf dem Feld herumläufst?“

„Ich gehe spazieren“, sagte die Igel.

„Spazieren?“ lachte die Hase. „Mir scheint, du könntest deinen Beine auch zu besserem Dinge gebrauchen.“

Diese Antwort verdross den Igel sehr, denn sie konnte alles vertragen, nur auf ihren Beine ließ sie nichts kommen, eben weil sie von Natur aus ein wenig krumm waren.

„Du bildest dir wohl ein“, sagte sie zum Hase, „dass du mit deinem Beine mehr ausrichten kannst?“

„Das glaube ich“, sagte die Hase.

„Das käme auf einen Versuch an“, meinte die Igel. „Ich wette, wenn wir um den Wette laufen, laufe ich ja doch an dir vorbei.“

„Das ist doch zum Lachen, du mit deinem krumme Beine!“ sagte die Hase.  
„Aber meinetwegen können wir's ja probieren, wenn du so übergroßen Lust hast. Was gilt die Wette?“

„Einen Goldstück und einen Korb voll Äpfel“, sagte die Igel.

„Angenommen“, sprach die Hase. „Schlag ein, und dann kann es gleich losgehen!“

„Nein, so großen Eile hat es nicht“, meinte die Igel. „Ich bin noch nüchtern. Erst will ich nach Hause gehen und ein bisschen frühstücken. In einem halbe Stunde bin ich wieder hier auf diesem Platz.“

Damit ging die Igel nach Hause, denn die Hase war damit einverstanden. Unterwegs dachte sie: Die Häsis verlässt sich auf ihren lange Beine, aber ich werd's ihm schon zeigen! Sie ist zwar ein vornehme Mann, aber ein dumme Kerl, und bezahlen soll sie doch!“

Als nun die Igel zu Hause ankam, sagte sie zu ihrem Mann: „Mann, zieh dich schnell an, du musst mit mir auf den Feld hinaus.“

„Was gibt es denn?“ fragte ihr Mann.

„Ich habe mit dem Häsis um einen Goldstück und einen Korb Äpfel gewettet. Ich will mit ihm um den Wette laufen, und da sollst du mit dabei sein.“

„O mein Gott, Frau!“ rief da erschrocken die Igelis. „Bist du nicht ganz gescheit? Hast du denn den Verstand verloren? Wie kannst du mit einem Hase um den Wette laufen wollen?“

„Das ist mein Sache“, sagte die Igelin. „Mach schon, zieh dich an, und dann komm mit!“

Es dauerte einen Weile, ehe die Igelis begriff, dass ihr Frau sich etwas dabei gedacht hatte. Schließlich aber lächelte sie und ging, ihren hohe Stiefels zu holen.

Als sie nun miteinander unterwegs waren, sagte die Igelin zum Igelis: „Nun pass auf, was ich dir sage. Siehst du, auf dem lange Acker wollen wir unseren Wettlauf machen. Die Hase läuft in dem eine Furche und ich in dem andere, und von oben fangen wir zu laufen an. Du hast nun nichts zu tun als dich hier weiter unten in den Furche zu stellen. Wenn die Häsis in ihrem Furche hier ankommt, rufst du ihm entgegen: 'Ich bin schon da!'“

Damit waren sie bei dem Acker angelangt, die Igelin wies ihrem Mann den Platz an und ging den Acker hinauf. Als sie oben ankam, war die Hase schon da. „Kann es losgehen?“ fragte sie.

„Jawohl“, antwortete die Igel.

„Dann nur zu!“ Und damit stellte sich jede in ihren Furche. Die Hase

zählte: „Eins - zwei - drei!“ - und los ging es wie ein Sturmwind den Acker hinunter.

Die Igelin aber lief nur ein paar Schritte, dann duckte sie sich in den Furche und blieb ruhig sitzen.

Als nun die Hase in vollem Lauf am andere Ende der Acker ankam, rief ihm die Igelis entgegen: „Ich bin schon da!“

Die Hase stutzte und wunderte sich nicht wenig. Sie dachte, dass es die Igelin selbst wäre, die ihm das zurief, denn bekanntlich sieht der Igelin Mann genauso aus wie ihr Frau.

Die Häsis aber meinte: „Das geht nicht mit renkem Dinge zu!“ Sie rief: „Noch einmal gelaufen, wieder zurück!“ Und wieder raste sie wie ein Sturmwind, so dass ihr Ohren ihm am Kopf flogen. Die Igelis aber blieb ruhig auf ihrem Platz.

Als die Hase nun oben ankam, rief ihm die Igelin entgegen: „Ich bin schon da!“ Die Häsis war ganz außer sich vor Ärger und schrie: „Noch mal gelaufen! Wieder zurück!“

„Mir renk“, antwortete die Igelin, „meinetwegen so oft, wie du Lust hast. So lief die Hase dreiundsiebzigmal, und die Igel hielt immer mit. Jedemal, wenn die Hase oben oder unten ankam, rief Igelin oder Igelis: „Ich bin schon da!“

Beim vierundsiebzigste Mal kam die Häsis nicht mehr bis an den Ziel. Mitten auf dem Acker stürzte sie zu Boden und blieb erschöpft liegen. Die Igelin aber nahm ihren gewonnene Goldstück und den Korb voll Äpfel, lief hinunter zu ihrem Mann, und beide gingen vergnügt nach Hause. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

## ERLÄUTERUNG

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

[zurück zum Vorwort](#)

[Weibliche Motionen](#)

[Genus der Substantive](#)

[Genus der Personalpronomina](#)

[Zwischenresümee](#)

[Einzelpatriarchalismen](#)

[Andere sprachliche Erscheinungen](#)

[Abschließende Bemerkungen](#)

Im 20. Jahrhundert vollzogen sich in nahezu allen Lebensbereichen Veränderungen von einer Tragweite, wie sie die Menschheit nie zuvor erfahren hatte. Auf soziologischem Gebiet betraf dies in weiten Teilen der Welt, neben der Überwindung totalitärer Staatssysteme, vor allem einen wesentlichen Wandel in der gesellschaftlichen Stellung der Frauen. Was im 19. Jh. mit der Suffragettenbewegung begonnen hatte - als die Frauen noch ganz offiziell entmündigte Untergebene der Männer waren -, führte nach dem Ersten Weltkrieg in vielen Ländern zur Durchsetzung des Frauenwahlrechts und nach dem Zweiten zur endgültigen Festschreibung der Gleichberechtigung von Männern und Frauen in den Verfassungen.

Diese wichtigen Meilensteine bildeten - gemeinsam mit den sich rasch ändernden ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen - jedoch nur den Ausgangspunkt eines tiefgreifenden Wandels im gesellschaftlichen Verhältnis der Geschlechter. Bis weit über die Mitte des 20. Jh. hinaus blieb die Vormachtstellung der Männer in der Gesellschaft unangetastet; erst in jüngerer Vergangenheit gelang es Frauen, sie auf breiter Ebene in Frage zu stellen. Seither beginnen die über Jahrtausende verfestigten patriarchischen Strukturen zu schmelzen und einer allgemeinen Ethik der Gleichwertigkeit von Männern und Frauen zu weichen.

Ein sehr wichtiger Faktor in diesem Prozess ist unsere Sprache. In ihrer bisherigen Form sind die Verhältnisse der Vergangenheit gleichsam konserviert, wodurch schon bei Kindern die Herausbildung patriarchalischer Denk- und Verhaltensmuster gefördert wird. Seit den Siebzigerjahren gibt es daher von Frauen initiierte Bestrebungen, die Sprache zu ändern, und ein neuer Forschungszweig - die feministische Linguistik - entstand. Bisheriges Ergebnis dieses Bemühens ist ein Wandel gewisser sprachlicher Gepflogenheiten in einem Teil der Gesellschaft. Luise F. Pusch nennt drei Herangehensweisen, durch die sich die sprachliche Geschlechter-Ungerechtigkeit reduzieren lässt, ohne gegen überkommene grammatische Regeln zu verstoßen<sup>1</sup>:

- a) *Differenzierung*, d.h. explizite Erwähnung beider Geschlechter, z.B. 'Leserinnen und Leser', 'LeserInnen' u.ä.;
- b) *Neutralisierung*, d.h. Ersatz von männlich konnotierten Substantiven durch geschlechtsneutrale Partizipialformen, z.B. 'Studierende' statt 'Studenten';
- c) *Abstraktion*, z.B. 'Regie' statt 'Regisseur'.

Nahezu unangetastet geblieben ist bislang jedoch die Grundstruktur unserer Sprache, welche den Frauen eine ethische Wertstellung beimisst, die weit unter jener der Männer liegt. Zur Überwindung dieses Zustandes möge die vorliegende Veröffentlichung einen Beitrag leisten. Die hier abgedruckten Märchen sind in einem fertigen entpatrifizierten Neuhochdeutsch wiedergegeben, einem Deutsch also, dem eine genau gleiche ethische Wertstellung von Männern und Frauen zugrunde liegt.

Ob sich diese Sprache exakt in der hier vorgestellten Form durchsetzen wird, steht dahin. Da aber

---

<sup>1</sup> u.a. in „Die Frau ist nicht der Rede wert“, S. 14-15, suhrkamp-tb 2921, Frankfurt/M 1999, ISBN 3-518-39421-5

das Ziel der umfassenden Gleichberechtigung nicht ohne gerechte Sprache zu erreichen ist, bin ich zuversichtlich, dass zumindest ihre wesentlichen Elemente in nicht allzu ferner Zukunft Eingang in die deutsche Standardsprache finden werden.

Die Zurücksetzung und ethische Abwertung der Frauen im hergebrachten Deutsch beruht - neben zahlreichen Einzelpatriarchalimen - auf drei grammatischen Strukturen, die ich im folgenden beschreiben möchte:

## 1) WEIBLICHE MOTIONEN

### zurück zum Anfang der Erläuterung

Die Männer haben in Personenbezeichnungen das Monopol auf die Grundform, während die Frauen auf eine sog. movierte Form (meist Grundform + Nachsilbe 'in') abgedrängt wurden. Diese Erscheinung ist - in unterschiedlicher Ausprägung, aber ihrem Wesen nach identisch - in den meisten, wenn nicht in allen Sprachen der Erde anzutreffen. Hier einige Beispiele:

Russisch:	učitel' - učitel' <b>nica</b>	(Lehrer - Lehrerin)
Niederländisch:	loper - loop <b>ster</b>	(Läufer - Läuferin)
Indonesisch:	guru - <b>bu</b> guru	(Lehrer - Lehrerin)
Chinesisch:	jiào shī - <b>nǚ</b> jiào shī	(Lehrer - Lehrerin)
Ungarisch:	tanár - tanár <b>ó</b>	(Lehrer - Lehrerin)
Suaheli:	weta - weta <b>wa kike</b>	(Kellner - Kellnerin)
Spanisch:	señor - seño <b>ra</b>	(Herr - Frau)
Englisch:	man - <b>woman</b>	(Mann - Frau)

Die Position des Merkmals der weiblichen Form ist hierbei nicht erheblich, auch nicht, ob es sich dabei um ein selbständiges Lexem mit der Bedeutung 'Frau' bzw. 'weiblich' oder nur um ein Affix handelt. Entscheidend ist lediglich, dass die Grundform - der Gattungsname bzw. die eigentliche Funktionsbezeichnung - den Männern vorbehalten ist.

Die umgekehrte Struktur - eine aus der weiblichen Grundform gebildete männliche Ableitung - findet sich dagegen nur in Ausnahmefällen, die durch bestimmte Sachverhalte erklärbar scheinen. Im Deutschen und in anderen indoeuropäischen Sprachen betrifft dies z.B. das Begriffspaar '*Witwe - Witwer*' (englisch: '*widow - widower*'). Da die Männer sich in der Geschichte in Kriegen und Plänkeleien scharenweise gegenseitig umbrachten, aber auch bei anderen gefährlichen Unternehmungen (Seefahrten, Bergbau, Holzfällerei etc.) in großer Zahl zu Tode kamen, gab es fast zu allen Zeiten mehr verwitwete Frauen als Männer - daher wohl die weibliche Grundform 'Witwe'.

Eine gewisse Ausnahme zur eben genannten strukturellen Regel stellt dagegen das Wortpaar '*Braut Bräutigam*' dar, denn dieses ist ein besonderes Dokument der androzentrischen (auf die Männer fixierten) Prägung unserer Sprache. Der zweite Bestandteil in '*Bräutigam*' hat sich aus dem schon im Mittelalter untergegangenen Wort 'gomo' entwickelt, welches 'Mensch' (d.h. „natürlich 'Mann') bedeutete und engstens mit lateinisch 'homo' verwandt war. Der 'Bräutigam' (althochdeutsch: 'brtigomo') ist also ursprünglich der „Brautmensch“. Demzufolge war die Braut ('brut') gewissermaßen das Objekt der Beschäftigung des Mannes - etwa so, wie für einen 'Spielmann' Objekt seiner Beschäftigung das 'Spiel', d.h. die Musik, ist.

In der englischen Sprache finden sich zwar nur relativ wenige Beispiele weiblicher Motionen und motionsähnlicher Formen, doch betrifft dies u.a. die für das ethische Wertverhältnis der Geschlechter essentiellen Begriffspaare 'man - woman' und 'male - female'.

Die Ableitung 'woman' (altengl.: 'wifmann' u.ä. [ „Weibmensch“]) aus 'man' - was ja zugleich

'Mann' und 'Mensch' bedeutet - lässt sich verschieden interpretieren, doch impliziert sie in jedem Fall eine Abwertung der Frauen: 'so etwas Ähnliches wie ein Mensch', „Untermensch“ oder auch 'etwas, das zum Menschen gehört'. Zwar kann auch versucht werden, diese Struktur zugunsten der Frauen auszulegen, z.B. als „Obermensch“ oder 'besserer Mensch', doch ist auch das in Wirklichkeit eine Abwertung, da es sich nach dieser Logik bei Frauen nicht einfach um Menschen, sondern um eine „Sonderform“ des Menschen handelt. (Beachte hierzu auch den wahren Aussagegehalt scheinbar aufwertender Begriffe wie 'oberschlau', 'Saubermann' oder 'Besserwisser'.)

Vermutlich steht diese Struktur ursprünglich jedoch in engstem Zusammenhang mit der nur den Frauen eigenen Fähigkeit des Gebärens, bedeutet also sinngemäß: 'Mensch' vs. „Gebärmensch“. Ob letzterer Begriff aber in dieser oder einer weniger deutlichen Form wie 'woman' („WuMensch“) erscheint, es läuft auf dasselbe hinaus: Die Frauen werden auf ihre Funktion als Gebärende reduziert und haben keine Möglichkeit, sich einfach als Menschen zu empfinden. Da andererseits die Männer in dieser Struktur ihr Geschlecht beharrlich verleugnen (denn sie sind ja „die Menschen“), verdrängen sie auch ebenso beharrlich ihre Verantwortlichkeit für das werdende Leben.

Dieselbe Ethik liegt allen Begriffspaaren in sämtlichen Sprachen zugrunde, bei denen einer männlich besetzten Grundform eine um ein Affix oder Wort erweiterte weibliche Form gegenübersteht, also auch den deutschen Bildungen mit '-in'. Wenngleich die ursprüngliche Bedeutung dieser Nachsilbe dunkel bleibt, fällt auf, dass sie im Mittelhochdeutschen (11. - 14. Jh.) bisweilen mit dem Verkleinerungssuffix identisch ist. Im Wort 'kūnegīn' (Königin) z.B. weist sie auf eine weibliche Person hin, während sie in 'magedīn' bzw. 'magetīn' das Diminutiv von 'maget' (junge, unverheiratete Frau niederen Standes) bezeichnet, welches die Urform des neuhochdeutschen Wortes 'Mädchen' darstellt. Ein weiteres Beispiel ist das Wort 'sluzzelīn' ('Schlüsselchen') in dem bekannten Liebesgedicht „Dû bist mīn, ich bin dīn“ aus dem 12. Jh. („... verlorn ist daz sluzzelīn ...“).

Die gleiche Überschneidung hat sich im Englischen vereinzelt bis heute bei der Nachsilbe '-en' erhalten: 'chicken' (Küken) ist Verkleinerungsbildung zu 'cock' (vgl. 'Gockel'), dagegen ist 'vixen' (Füchsin) die weibliche Motion zu 'fox'.

Ersetzen wir im Deutschen einmal die movierten durch die Diminutivformen z.B. 'Lehrerin' durch 'Lehrerchen' oder 'Arbeiterin' durch 'Arbeiterchen', so spiegelt sich darin auch tatsächlich ein wesentlicher Aspekt des von den Männern geprägten Frauenbildes in der patriarchalischen Gesellschaft: liebenswürdig, aber nicht (ganz) für voll zu nehmen.

Die bisherige, in der androzentrischen Ethik erstarrte Struktur unserer Sprache lässt kaum eine emanzipatorische Korrektur durch organischen Sprachwandel zu. Sie gestattet im wesentlichen nur die Vermeidung krass patriarchalischer Ausdrucksweisen, umständliche Doppelformen ('... der/die ...', '... jedem/jeder ...' usw.) sowie das Anfügen der weiblichen Motionsendung an Substantive. Letzteres trägt zwar ebenso wie die Doppelformen zur Überwindung des vorangegangenen Zustandes bei, in welchem die Frauen sprachlich ins Abseits gedrängt wurden, es impliziert jedoch zugleich einen bedenklichen Aspekt: Durch die Verbreitung von Formen wie 'LeserInnen', 'Lehrer/innen' u.ä. wird die strukturelle Abwertung der Frauen nämlich nicht überwunden, sondern eher noch konsolidiert.

Um die erwähnte Erstarrung aufzubrechen, wird seitens der feministischen Linguistik gegenwärtig die konsequente totale Feminisierung empfohlen. Dies halte ich für einen durchaus sinnvollen Weg, soweit es die Pronomina und einige andere Wortarten betrifft ('Jede, die ...' statt 'Jeder, der ...'; '... eine ...' statt '... einer ...'; 'frau' statt 'man' u.ä.).

Für die motionsfähigen Substantive (z.B. 'die Leserinnen' statt 'die Leser') kann dies jedoch kein tauglicher Lösungsansatz sein. Der Versuch, die weibliche movierte Form auf '-in' zur Grundform und die eigentliche Grundform zur männlichen „Schrumpfform“ o.ä. zu erklären, ist nämlich nicht

nur umständlich, sondern läuft zugleich der in der Sprache (d.h., in *allen* Sprachen) angelegten Logik zuwider, wonach die kürzeste Form stets die allgemeinste und umfassendste ist, während jede morphologische Erweiterung eine Spezialisierung und Einschränkung bedeutet. Diese Logik wurde in der Vergangenheit von den Männern (auf einer unbewussten Ebene) zwar fast immer in androzentrischem Sinn ausgenutzt, jedoch nicht von ihnen „gemacht“!

Ein Beispiel möge dies verdeutlichen: Der Begriff 'Haus' schließt praktisch alle Arten von Gebäuden ein, die durch Menschen errichtet wurden. Was auch immer wir an dieses Wort anfügen, es bedeutet eine Spezialisierung, durch die eine gewisse Zahl anderer Gebäude ausgeschlossen wird: Ziegelhaus, Lehmhaus, Reihnhaus, Gartenhaus, Wohnhaus, Lagerhaus, Hochhaus usw. dasselbe gilt für 'Häuschen', denn ein Häuschen hat gewöhnlich nur ein Erdgeschoss, womit alle mehrstöckigen Gebäude ausgeschlossen werden. (Der Umlaut tut hier nichts zur Sache; es könnte theoretisch auch „Hauschen heißen.)

Stellen wir uns einmal eine kleine Stadt als eine isolierte sprachliche Oase, ohne Einflüsse von außerhalb, vor. In dieser Stadt gibt es etliche zweistöckige Gebäude, aber auch einige Hochhäuser (wobei die Gesamtzahl der Bewohner in beiden Gebäudetypen etwa die gleiche ist). Die Leute aus den ersteren reden stets von 'Häusern', wenn sie ihre niedrigen Gebäude meinen, aber auch, wenn sie alle Gebäude der Stadt meinen. Nur wenn konkret von den Hochhäusern die Rede ist, sagen sie 'Hochhäuser'. Das ärgert die Bewohner der letzteren, und sie sehen darin völlig zu recht eine Diskriminierung. Würden sie dann auf den Gedanken kommen, das Wort 'Hochhaus' zur Grundform und 'Haus' zur „Schrumpfform“ zu erklären? Wohl kaum, sondern ihr Stolz würde ihnen gebieten, sich zu sagen: Nur unsere zwanzigzehnstöckigen Gebäude sind die „wahren“ Häuser, die anderen sind 'Niedrighäuser'. Aus Effizienzgründen würde sich nach einiger Zeit vermutlich eine etwas kürzere Form durchsetzen, z.B. 'Niedhäuser'. Dies hätte zweifellos Auswirkungen auf die sprachlichen Gepflogenheiten aller dort lebenden Menschen, und allmählich würden auch die Bewohner der zweistöckigen Gebäude einsehen, dass alle Gebäude der Stadt Häuser sind, dass es aber Hochhäuser und Niedhäuser gibt.

Würden die Hochhausbewohner dagegen den zuerst genannten Weg wählen, könnte z.B. folgendes geschehen: Angenommen, sämtliche Gebäude der Stadt sind in einem desolaten Zustand und bedürfen dringend der Ausbesserung, wofür hier in allen Fällen die Stadtverwaltung zuständig ist. Machen die Bewohner der zweistöckigen Häuser eine Eingabe, so schreiben sie: „Alle Häuser der Stadt müssen renoviert werden. Selbst wenn sie dabei in erster Linie an ihre eigenen Häuser denken, und selbst wenn auch die Stadtverwaltung die Hochhäuser zuletzt berücksichtigt (weil dort kaum jemand von ihren Angestellten wohnt), so sind diese in die Forderung, alle Häuser zu renovieren, doch ausdrücklich eingeschlossen. Schreiben nun aber die Hochhausbewohner: „Alle Hochhäuser der Stadt müssen renoviert werden“, so können sie später noch so sehr beteuern, sie hätten ja eigentlich alle Gebäude der Stadt gemeint es wird ihnen wohl kaum jemand glauben. Falls dieses sprachliche Missverständnis dazu führt, dass die Stadtverwaltung tatsächlich nur die Hochhäuser renovieren lässt, würden sie sich damit dem begründeten Vorwurf egoistischen und unsozialen Verhaltens aussetzen und die Wut der anderen Einwohner der Stadt auf sich ziehen.

Davon abgesehen werden die Hochhausbewohner wegen ihrer sprachlichen Diskriminierung zwar unter Umständen das Mitgefühl einzelner Leute aus den niedrigen Gebäuden wecken, so dass diese aus Solidarität anfangen, auch ihre eigenen, zweistöckigen Häuser 'Hochhäuser' zu nennen, sie werden es aber niemals schaffen, dass alle Leute in den Vierteln mit den niedrigen Gebäuden dies tun, weil es nämlich viel zu umständlich und zugleich völlig unsinnig ist.

Wenn dieser Vergleich auch ebenso hinkt wie alle Vergleiche, hoffe ich damit doch deutlich gemacht zu haben, worauf eine solche Sprachpolitik hinausläuft: auf ein hoffnungsloses kräftezehrendes Schwimmen gegen den Strom der Sprache, mit dem sich die Frauen letztlich selbst keinen Gefallen tun. Die Lösung liegt also in einem anderen Weg, und diesen möchte ich im folgenden Abschnitt erläutern.

Sowohl unter Männern als auch unter Frauen scheint die Auffassung weit verbreitet, das Suffix '-er' (desgl. 'ler', 'ner') vieler auf Menschen bezogener Substantive sei eine originär männliche Nachsilbe. Das ist aber nicht der Fall, sondern es handelt sich bei Bildungen mit diesem um die - lediglich von den Männern „okkupierten“ - sog. Nomina agentis, welche die Person bezeichnen, die etwas betreibt ('Lehrer': eine Person, die lehrt; 'Arbeiter': [im weitesten Sinn] eine Person, die arbeitet; 'Schüler': eine Person, die eine Schule besucht etc.). Es bezieht sich also in Wirklichkeit auf alle menschlichen Wesen, die die jeweilige Funktion innehaben, d.h. auf Frauen ebenso wie auf Männer (bzw. auf Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts).

Folglich kann die bestehende sprachliche Ungerechtigkeit nur dadurch überwunden werden, dass die Frauen die bislang männlich konnotierten Grundformen auch für sich vereinnahmen, indem sie zunehmend von sich sagen „Ich bin Arbeiter“, „Ich bin Lehrer“ usw. (und so deren männliche Prägung systematisch aushöhlen), gleichzeitig aber auch die Männer auf eine männliche movierte Form verweisen. In der hier vorgestellten Sprache benutze ich für diese männliche Motion die Nachsilbe '-is' (Plural: '-isse').

Wo die Funktion im Vordergrund steht, kann die Grundform ('Lehrer', 'Arbeiter' etc.) benutzt werden; ist es dagegen angebracht oder notwendig, das Geschlecht der Person zu erwähnen, die diese Funktion innehat, so stehen dafür die movierten Formen ('Arbeiterin - Arbeiteris', 'Lehrerin - Lehreris' usw.) zur Verfügung.

Damit bietet sich Feministinnen zugleich eine Möglichkeit zur Erlangung kompensatorischer Gerechtigkeit, wie sie bisweilen gefordert wird, um einen Ausgleich für die jahrtausendelange sprachliche Abwertung und Zurücksetzung der Frauen zu erreichen. Sie besteht darin, dass Frauen die Grundform nunmehr ausschließlich für sich benutzen können, während sie die Männer stets in der movierten Form erwähnen, z.B.: „**Liebe Kollegisse und Kollegen!**“ (Vgl. 'Häuser - Niedrighäuser')

Es sind allerdings weitere Änderungen der Grammatik erforderlich, denn die Grundformen können sich nicht gleichermaßen auf Frauen wie auf Männer beziehen, solange der generische Artikel ein männlicher ist, solange es also heißt: 'der Lehrer', 'der Arbeiter' usw. Damit komme ich zur zweiten patriarchalen Struktur im Deutschen, dem Genus oder grammatischen Geschlecht.

## 2) DAS GENUS DER SUBSTANTIVE

### [zurück zum Anfang der Erläuterung](#)

Das grammatische Geschlecht ist vor allem der semitischen (Arabisch, Hebräisch) und der indoeuropäischen Sprachfamilie eigen. Zur letzteren zählen fast alle europäischen und viele Sprachen Asiens. Sie alle haben sich offenbar aus einer gemeinsamen Ursprache entwickelt, welche vermutlich vor fünf bis sechstausend Jahren gesprochen wurde, anfangs vielleicht nur von einigen hundert oder tausend Menschen.

Dies erklärt, warum das grammatische Geschlecht heute eine weit verbreitete sprachliche Erscheinung ist. Nichtsdestoweniger ist es unter kommunikativem Gesichtspunkt völlig nutzlos und geradezu widersinnig. Denn ob wir (im Nominativ) z.B. *die*, *das* oder *der* 'Frau' sagen, *der*, *die* oder *das* 'Mann', *das*, *der* oder *die* 'Kind' - die übermittelte Information bleibt dieselbe. (Ein Mann wird schließlich noch lange nicht zur Frau, wenn wir statt 'der Mann' sagen: 'die Mann'.) Während jedoch für die soeben genannten Begriffe eine Klassifizierung nach dem Geschlecht zwar überflüssig ist, aber noch vertretbar erscheint, ist sie bei Leblosem und Abstraktem wirklich absurd. Es wird sich niemals ein vernünftiger Grund finden lassen, warum es z.B. heißt: 'der Kasten' aber 'die Kiste', 'das Tor' aber 'die Tür', 'die Idee' aber 'der Gedanke' usw.

Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass die meisten dieser Substantive in den vergangenen

Jahrtausenden eine oder mehrere „Geschlechtsumwandlungen“ vollzogen haben, so dass ihr Genus heute in vielen Fällen von einer indoeuropäischen Sprache zur nächsten variiert. Der Begriff 'Sonne' sei hier stellvertretend für zahllose andere genannt: deutsch 'die Sonne' (weiblich), französisch 'le soleil' (männlich), polnisch 'to słońce' (sächlich).

Folgerichtig zeichnet sich im gesamten Verbreitungsgebiet der indoeuropäischen Sprachen eine Tendenz zur Überwindung des Genus ab. Aus mehreren Sprachen des indoiranischen (d.h. asiatischen) Zweiges ist es bereits vollständig verschwunden (Armenisch, Persisch, Paschto u.a.), während eine noch größere Zahl von Sprachen in diesem Raum heute kein Neutrum oder sächliches Geschlecht mehr kennt.

Dieselbe Erscheinung - Verlust des Neutrums - ist im europäischen Zweig in den baltischen (Litauisch, Lettisch) und den romanischen Sprachen zu verzeichnen, so dass im Nordosten und im Süden/Südwesten Europas nur noch zwischen Maskulinum und Femininum unterschieden wird. Dagegen sind im Schwedischen und Dänischen - formal auch im Niederländischen (sowie in niederdeutschen Mundarten) - männliches und weibliches zu einem gemeinsamen Geschlecht (Utrum) verschmolzen, das nur noch in Opposition zum Neutrum (Ne-Utrum) steht. Die bisher einzige europäische Sprache, die das Genus der Substantive vollständig überwunden hat (indem nur noch je ein bestimmter und unbestimmter Artikel benutzt wird), ist das Englische.

Wie im Deutschen deutlich zu erkennen ist, dient das Genussystem im Grunde ausschließlich der sprachlichen Stützung des Patriarchats, da nicht nur alle essentiellen und Grundbegriffe dem männlichen Geschlecht zugeordnet sind ('der Mensch', 'der Bauer', 'der Direktor', 'der Gott' usw.), sondern auch für allgemeine Wendungen traditionell das Maskulinum benutzt wird ('Jemand, der ...'; 'Jeder, der ...'; 'Wer ..., der ...' usw.). In den vergangenen Jahrhunderten wurden Frauen zudem des öfteren dem Neutrum zugeordnet und so zusätzlich abgewertet (verkindlicht bzw. „versächlicht): 'das Mensch', 'das Gudrun' usw.

Formale sprachliche Gleichbehandlung von Männern und Frauen ist daher am ehesten zu erreichen, wenn das Genussystem aufgegeben wird. Dies ist bei etwas gutem Willen sehr leicht zu bewerkstelligen, es verlangt lediglich ein wenig Umgewöhnung. Im hier vorgestellten entpatrifizierten Deutsch benutze ich analog zum englischen 'the' statt der drei bestimmten Artikel 'der', 'die' und 'das' nur noch einen, und zwar 'die'.

Da sich die deutsche Grammatik von der englischen aber u.a. durch ihr Kasussystem unterscheidet, sind für die Beugungsfälle flektierte Formen des Artikels erforderlich. Diese lauten: 'der' (im Genitiv), 'dem' (Dativ) und 'den' (Akkusativ). Alle vier Formen gelten sowohl im Singular als auch im Plural. Damit ergibt sich folgendes für alle Substantive identisches Beugungsschema des Artikels:

Nominativ	Genitiv	Dativ	Akkusativ
<b>die Frau</b>	<b>der Frau</b>	<b>dem Frau</b>	<b>den Frau</b>
<b>die Frauen</b>	<b>der Frauen</b>	<b>dem Frauen</b>	<b>den Frauen</b>
<b>die Mann</b>	<b>der Mann</b>	<b>dem Mann</b>	<b>den Mann</b>
<b>die Männer</b>	<b>der Männer</b>	<b>dem Männer</b>	<b>den Männer</b>
<b>die Kind</b>	<b>der Kind</b>	<b>dem Kind</b>	<b>den Kind</b>
<b>die Kinder</b>	<b>der Kinder</b>	<b>dem Kinder</b>	<b>den Kinder</b>

Diese Aufteilung ist insofern gerecht, als es sich bei den Artikeln in Nominativ und Genitiv um bisher weibliche, in Dativ und Akkusativ dagegen um bisher männliche Formen handelt. Männern und Frauen wird also ein etwa gleiches Maß an Umgewöhnung zugemutet, und das Ergebnis ist eine

Sprache, in der beide Geschlechter formal gleich zur Geltung kommen.

Da durch den Wegfall des Genus bei substantivisch gebrauchten, personalisierten Adjektiven und Partizipien das Geschlecht nicht mehr durch den Artikel indiziert werden kann (*der* bzw. *die* 'Jüngste', *der* bzw. *die* 'Abgeordnete' usw.), können auch für diese Wortarten die Motionssuffixe benutzt werden: '**die** Jüngstis - **die** Jüngstin', '**die** Abgeordnetis - **die** Abgeordnetin' usw.

Die Formen auf '-e' ('**die** Jüngste', '**die** Abgeordnete' etc.) sind geschlechtsneutral und können benutzt werden, wenn das Geschlecht der betreffenden Person bekannt oder unwichtig ist.

### 3) DAS GENUS DER PERSONALPRONOMINA

#### zurück zum Anfang der Erläuterung

Eine weitere Eigentümlichkeit der indoeuropäischen Sprachen ist die Dreiteilung der Personalpronomina in der 3. Person. In den germanischen Sprachen hat sich diese nur im Singular gehalten (deutsch: *er*, *sie*, *es* - analog sind *der*, *die*, *das* gebildet); andere Sprachen dieser Familie unterscheiden jedoch auch noch in der 3. Person Plural zwischen „*ers*“, „*sies*“ und „*esses*“ (z.B. Griechisch) oder zumindest zwischen zwei dieser Formen (Französisch, Polnisch u.a.). So wird im Französischen eine Gruppe von Frauen mit '*elles*' („*sies*“) bezeichnet; gesellt sich zu dieser Gruppe aber nur ein einziger Mann, muss über sie mit '*ils*' („*ers*“) berichtet werden - eine geschlechtsneutrale Form gibt es nicht.

Dagegen kennen etliche Sprachen aus anderen Familien als der indoeuropäischen in der 3. Person auch im Singular für alle Menschen nur ein einziges Pronomen (Ungarisch, Türkisch u.a.), was unter kommunikativem Gesichtspunkt auch ausreicht. Schließlich können wir ein Personalpronomen (oder persönliches Fürwort) nur benutzen, wenn - zumeist aus dem zuvor Erwähnten - deutlich wird, auf wen es sich bezieht. Somit wissen wir auch, ob es sich dabei um ein weibliches oder ein männliches Wesen handelt.

In ethischer Hinsicht erfüllt die Aufspaltung dieses Pronomens nach dem Geschlecht denselben Zweck wie das Genus der Substantive: Sie dient vor allem der sprachlichen Stützung des Patriarchats. Alle Substantive mit maskulinem Genus bedingen auch die Benutzung des männlichen Personalpronomens ('*der* Mensch - *er*', '*der* Bauer - *er*', '*der* Direktor - *er*', '*der* Gott - *er*' usw.), und dieses ist zugleich die generische Form in allgemeinen Wendungen, z.B.: „Wer nicht haben kann, was *er* mag, der muss mögen, was *er* hat.“

In der hier vorgestellten Sprache werden daher in der 3. Person Singular nur noch zwei Personalpronomina benutzt, eine belebte und eine unbelebte Form (anders ausgedrückt: ein persönliches und ein sächliches Fürwort). Ersteres wird für alle Lebewesen benutzt, d.h. für Menschen (Frauen, Männer und Kinder gleichermaßen), Tiere, Pflanzen sowie für belebte Kollektiva ('Herde', 'Volk', 'Wald' usw.). Dieses Pronomen lautet '**sie**' und wird dekliniert: **sie - ihr ihm - ihn**.

<b>die Frau,</b>	<b>die Mann,</b>	<b>die Pferd,</b>	<b>die Tulpe,</b>	<b>die Volk</b>	usw. --> <b>sie</b>
<b>der Frau,</b>	<b>der Mann,</b>	<b>der Pferd,</b>	<b>der Tulpe,</b>	<b>der Volk</b>	usw. --> <b>ihr</b>
<b>dem Frau,</b>	<b>dem Mann,</b>	<b>dem Pferd,</b>	<b>dem Tulpe,</b>	<b>dem Volk</b>	usw. --> <b>ihm</b>
<b>den Frau,</b>	<b>den Mann,</b>	<b>den Pferd,</b>	<b>den Tulpe,</b>	<b>den Volk</b>	usw. --> <b>ihn</b>

Ebenso wie das Schema des bestimmten Artikels besteht dieses Beugungsschema aus zwei bisher weiblichen und zwei bisher männlichen Formen. Auch hier wird also Männern und Frauen ein etwa gleiches Maß an Umgewöhnung abverlangt, und das Ergebnis ist sprachliche Gleichbehandlung.

Der einzige kleine „Nachteil dieser Struktur besteht darin, dass die Interaktion zwischen einer

weiblichen und einer männlichen Person so beschrieben werden muss, wie wir dies von der Beschreibung einer Handlung zwischen zwei Menschen gleichen Geschlechts gewohnt sind. Wollen wir z.B. ein Gespräch zwischen zwei Frauen bzw. zwei Männern wiedergeben, können wir Formulierungen wie „Sie sagte ihr ...“ bzw. „Er sagte ihm ...“ nur benutzen, wenn aus dem Kontext klar hervorgeht, welches die Sprechende und welches die angesprochene Person ist. Wo dies nicht deutlich wird, müssen andere Begriffe (z.B. Namen, Funktionen) benutzt werden, um Missverständnisse zu vermeiden: „Die Nachbarin sagte ihr ...“, „Er sagte (zu) Klaus ...“ o.ä. In der hier vorgestellten Struktur gilt also zu beachten, dass Aussagen wie „Sie sagte ihm ...“ sowohl bedeuten können: „Die Frau sagte dem Mann ...“ als auch: „Die Mann sagte dem Frau ...“

Die unbelebte oder sächliche Form des Personalpronomens der 3. Person Singular bezieht sich auf alle substantivischen Begriffe, die keine eigenständigen Lebewesen repräsentieren, d.h. auf Dingliches und Abstraktes, auch auf Teile von Lebewesen (Gliedermaßen, Organe etc.). Dieses Pronomen lautet 'es' und wird dekliniert: **es - er - em - en.**

<b>die Stein,</b>	<b>die Land,</b>	<b>die Herz,</b>	<b>die Idee</b>	usw. --> <b>es</b>
<b>der Stein,</b>	<b>der Land,</b>	<b>der Herz,</b>	<b>der Idee</b>	usw. --> <b>er</b>
<b>dem Stein,</b>	<b>dem Land,</b>	<b>dem Herz,</b>	<b>dem Idee</b>	usw. --> <b>em</b>
<b>den Stein,</b>	<b>den Land,</b>	<b>den Herz,</b>	<b>den Idee</b>	usw. --> <b>en</b>

Um auch in der 3. Person *Plural* den Akkusativ formal vom Nominativ abzusetzen und zugleich den Widerspruch zu beheben, der darin besteht, dass 'ihn' den Akkusativ repräsentiert (Singular), 'ihnen' dagegen den Dativ (Plural), wurde auch dieses Deklinationsschema verändert. Es lautet:

**sie - ihr - ihnen - ihns.**

\* \* \* \* \*

## ZWISCHENRESÜMEE

### [zurück zum Anfang der Erläuterung](#)

Die bisher genannten Maßnahmen allen voran die Aufhebung des Genus der Substantive stellen natürlich einen schwerwiegenden Eingriff in das grammatische Gefüge der deutschen Sprache dar. Blicke die strukturelle Entpatriifizierung auf diese beschränkt, wäre ein Verlust an Ausdrucks- und Nuancierungsmöglichkeiten die Folge, und es käme zu einer Häufung von Missverständnissen. Daher waren zusätzliche grammatikalische Eingriffe unvermeidlich. Sie betreffen insbesondere die Endungen der Substantive und ihrer Attribute (Adjektive, Possessivpronomina etc.). Einzelheiten sind dem [Abschnitt 2 \('Ergänzende adaptive Maßnahmen'\)](#) des Kapitels 'Grammatikalische Änderungen im Überblick' (S. 62 ff.) zu entnehmen.

Sämtliche Änderungen erfolgten unter Berücksichtigung allgemeiner Entwicklungstendenzen der indoeuropäischen, insbesondere der germanischen Sprachen. Gegenüber dem herkömmlichen Deutsch ist die hier vorgestellte Sprache daher etwas logischer und effizienter strukturiert. Anfangs evtl. auftretende minime Verständnisschwierigkeiten sind lediglich auf mangelnde Gewöhnung und Konditionierung zurückzuführen.

Sehr vereinzelt - und in unerheblichem Maß - büßt diese Struktur gegenüber jener des patriarchalischen Deutsch an Unterscheidungsfähigkeit ein, doch betrifft dies ausschließlich bisher privilegierte männliche sowie sächliche Formen. Hören wir z.B. den Satz „Das ist *sein* Auto“, wissen wir sofort, dass dieses Auto einem einzelnen Mann gehört. Lautet der Satz dagegen „Das ist *ihr* Auto“, sind wir auf den Kontext angewiesen, um zu erfahren, ob die Rede von einer einzelnen Frau oder von mehreren Personen, z.B. einem Ehepaar, ist. Im hier vorgestellten Deutsch ist für alle

Personen nur noch die zweite Aussageform möglich, denn das sächlich-männliche Possessivpronomen *'sein'* entfällt. Da aber zu einer solchen Aussage praktisch in jedem Fall ein Kontext vorausgesetzt werden kann, fällt diese Einbuße nicht ins Gewicht.

Bei einer sehr kleinen Zahl von Homonymen, die sich bisher durch das Genus unterschieden (z.B. 'der See - die See', 'das Tor - der Tor'), ist diese Differenzierung nicht mehr möglich. Sollte sich die hier vorgestellte Struktur durchsetzen, würde sich dafür jedoch bald eine Lösung im Zuge eines quasi organischen Prozesses finden, indem z.B. das Wort 'See' nur noch für Binnengewässer benutzt wird und größere, internationale Gewässer ausschließlich als 'Meer' bezeichnet werden, während das ohnehin sehr veraltete Wort 'Tor' als Synonym für 'Trottel', 'Dummkopf', 'Einfaltspinsel' gänzlich ausstirbt.

Diesen unwesentlichen Nachteilen steht beispielsweise ein Gewinn an syntaktischer Freiheit durch die Einführung eines gesonderten Akkusativartikels auch für bisher weibliche und sächliche Substantive sowie für den Plural gegenüber. Das kommt insbesondere der Literatursprache zugute, doch ist es z.B. auch für wissenschaftliche Texte bisweilen von Vorteil.

Im hergebrachten Deutsch besteht diese syntaktische Freiheit lediglich für Substantive mit maskulinem Genus im Singular, was folgende Beispielsätze veranschaulichen mögen:

- a) Zuerst verständigte der Kellner **den** Inhaber.
- b) Der Kellner verständigte zuerst **den** Inhaber.
- c) Der Kellner verständigte **den** Inhaber zuerst.
  
- d) Zuerst verständigte **den** Inhaber der Kellner.
- e) **Den** Inhaber verständigte zuerst der Kellner.
- f) **Den** Inhaber verständigte der Kellner zuerst.

Alle diese Formen sind möglich und eindeutig, da durch den Akkusativartikel die Frage 'Wer wen?' zweifelsfrei beantwortet wird. Je nachdem, wie die Aussage akzentuiert werden soll, kann zwischen diesen sechs Konstruktionen gewählt werden. Sind die handelnden Personen dagegen Frauen, bietet sich ein wesentlich weniger erfreuliches Bild:

- a) Zuerst verständigte die Kellnerin die Inhaberin.
- b) Die Kellnerin verständigte zuerst die Inhaberin.
- c) Die Kellnerin verständigte die Inhaberin zuerst.
  
- d) Zuerst verständigte die Inhaberin die Kellnerin.
- e) Die Inhaberin verständigte zuerst die Kellnerin.
- f) Die Inhaberin verständigte die Kellnerin zuerst.

Eindeutig im Sinne unseres syntaktischen Verständnisses (Subjekt in der Regel vor Objekt) sind hier lediglich die Aussagen a) und b); c) und f) klingen zweideutig, was jedoch durch einen klaren Kontext ausgeglichen werden kann. Dagegen dürften die Aussagen d) und e) in jedem Fall missverstanden werden.

In der hier präsentierten Sprache stellt sich dieses Problem nicht mehr, da der von der Nominativform verschiedene Akkusativartikel **'den'** für alle Substantive, sowohl in Singular als auch Plural, gilt.

## EINZELPATRIARCHALISMEN

### zurück zum Anfang der Erläuterung

Bei den Einzelpatriarchalisten können zwei Gruppen unterschieden werden. Die erste besteht aus dem Wort 'Herr' und dessen Ableitungen ('Herrschaft', 'herrschen', 'Bauherr' u.a.). Aus seiner ursprünglichen Bedeutung 'der Ältere' resultiert die Entwicklung zum Synonym für 'Gebietler', die auch in der weiblichen Ableitung 'Herrin' zum Ausdruck kommt.

In der hier vorgestellten Sprache wird dieser Begriff daher ebenso behandelt wie die Nomina agentis, d.h., der weiblichen Form 'Herrin' wird eine männliche Form 'Herris' gegenübergestellt. 'Herr' wird damit geschlechtsneutral und bleibt in der Bedeutung 'gebietende, aufsichtführende Person (oder Institution)' erhalten, so dass auch dessen Ableitungen keine Patriarchalisten mehr darstellen. Für die Märchen in diesem Buch wird 'Herr' des öfteren in der Bedeutung 'Feudalherr/in' benutzt; auf die Gegenwart bezogen kann es vorzugsweise das Verhältnis von Menschen zu ihren Haustieren ausdrücken.

Die Anredehierarchie 'Herr - Frau' wird aufgehoben, indem dem biologischen Appellativ 'Frau' das biologische Appellativ 'Mann' gegenübergestellt wird ('Mann Pfarrer', 'Mann Fuchs', 'Mann Schulze und Frau Schulze' etc.).

Die zweite, etwas umfangreichere Gruppe der Einzelpatriarchalisten besteht aus Begriffen, welche die Wurzel 'man(n)' enthalten: 'man', 'jemand', 'niemand', 'jedermann', 'Fuhrmann', 'Kaufmann', 'Fachmann' usw. Hier mussten differenzierte Lösungen gefunden werden. Das Pronomen 'man' wurde zur mundartlichen Form '**mer**' abgewandelt, wie sie in der Südhälfte Deutschlands bereits weit verbreitet ist. Analog entstanden '**jemer**d' und '**niemer**d'. Statt 'jedermann' wird '**jedemensch**' bzw. '**jede Mensch**' benutzt.

In Nomina agentis wurde 'mann' je nach Eignung durch eins der drei Suffixe '-er', '-ner', '-ler' ersetzt: 'Fuhrer', 'Kaufner', 'Fachler' usw. Aus diesen geschlechtsneutralen Formen können durch Anfügen der Motionssuffixe männliche und weibliche Formen gebildet werden: 'Kaufneris - Kaufnerin', 'Fachleris - Fachlerin' usw.

Aufgrund seiner patriarchischen Etymologie muss der zweiten Gruppe prinzipiell auch das Wort 'Mensch' zugeordnet werden („der Männische“). Dass es dennoch unverändert belassen wurde, hat mehrere Gründe. Zum einen hat sich dieses Wort phonetisch und grammatikalisch bereits deutlich von seiner ursprünglichen Form abgesetzt, und es wird daher von den deutschsprachigen Frauen nahezu uneingeschränkt als Gattungsname unserer Spezies akzeptiert. Zwar brachte die Übersetzung des Romans „Egalias døtre“ der Norwegerin Gerd Brantenberg (deutsch Elke Radicke: „Die Töchter Egalias“; Olle & Wolter 1979) vor einiger Zeit die antithetische Form „Wibsche“ ins Gespräch, doch wurde diese Idee, soweit mir bekannt, selbst von feministischen Linguistinnen bislang nicht ernsthaft weiterverfolgt.

In vielen anderen Ländern haben Frauen es wesentlich schwerer, sich mit dem Gattungsnamen in ihrer Sprache zu identifizieren. Beispielsweise verlangt es französischsprachigen Frauen eine kaum zu bewältigende geistige Akrobatik ab, sich gleichzeitig als 'femme' ('Frau') und als 'homme' ('Mann', 'Mensch') zu betrachten.

Zudem bedeuten die Abschaffung des grammatischen Geschlechts und die Aufgabe der Kasusendungen der Substantive<sup>1</sup> auch für das Wort 'Mensch' einen weiteren Schritt der Loslösung von seiner patriarchischen Vergangenheit. Nicht zuletzt muss ich eingestehen, dass ich zu dieser Form keine akzeptable gerechte Alternative sehe und es auch für heikel halte, diesen Begriff, mit dem sich trotz negativer Belastung doch höchste ethische Wertvorstellungen verknüpfen, abzuwandeln.

---

<sup>1</sup> Für das Wort 'Mensch' bedeutet dies den Wegfall der adjektivischen Deklination (des „Männischen“ - dem „Männischen“ - den „Männischen“). [Vgl. S. 63](#)

## ANDERE SPRACHLICHE ERSCHEINUNGEN

### zurück zum Anfang der Erläuterung

Schließlich möchte ich auf drei Aspekte unserer Sprache eingehen, die mit dem ethischen Wertverhältnis zwischen Männern und Frauen nur in einem indirekten und nicht ohne weiteres erkennbaren Zusammenhang stehen.

a) Dies betrifft zunächst die Wortpaare 'Bruder - Schwester', 'Sohn - Tochter' und 'Junge - Mädchen'. Wenngleich die beiden ersteren keine unmittelbare patriarchische Strukturierung aufweisen, fördern sie doch bei Kindern eine allzu frühe Identifizierung mit der jeweiligen Geschlechterrolle und tragen dadurch dauernd unterschwellig zur Stützung des Patriarchats bei. Deshalb wurden diese Paare durch eine generische, also beide Geschlechter einschließende Form ersetzt, die bei Bedarf durch Anfügen der Motionssuffixe spezifiziert werden kann:

'Schwester' kann sowohl einen Jungen als auch ein Mädchen meinen, der Plural 'Schwestern' entspricht dem bisherigen 'Geschwister'. Die weibliche Form lautet 'Schwesterin', die männliche 'Schwesteris'. Analog wird 'Sohn' nur noch in der Bedeutung 'Elternkind' benutzt; aus diesem können 'Söhnin' und 'Söhnis' abgeleitet werden.

'Der Junge' stand - wie deutlich erkennbar - ursprünglich für 'der junge Mensch' (womit zugleich suggeriert wird, dass Kinder weiblichen Geschlechts eigentlich keine Menschen sind). 'Mädchen' geht hingegen auf 'Mägdchen' zurück (Im Frühneuhochdeutschen bedeutete 'Magd' sowohl 'Dienerin' als auch 'Jungfrau'). Um auch hier dem Anspruch der Gleichwertung gerecht zu werden, steht 'die Junge' in den Märchen als Synonym für 'Kind' bzw. 'Jugendliche/r' und stellt damit den polaren Gegenbegriff zu 'die Alte' dar. Daraus abgeleitet werden können die geschlechtlich spezifizierten Formen 'die Jungis' und 'die Jungin'.

b) Wenn es auch schwierig ist, einen schlüssigen Beweis für die These zu erbringen, dass ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der patriarchalischen Ethik und unseren differenzierten Anredeformen 'du' und 'Sie' besteht, so gibt es dafür doch zumindest empirische Anhaltspunkte: In Schweden und Island - zwei Ländern, die in Bezug auf die Emanzipation der Frauen sicher die Weltspitze repräsentieren - hat sich in den vergangenen Jahrzehnten das 'du' als ausschließliche Anredeform für alle Menschen durchgesetzt.

Für uns Deutschsprachige hat sowohl 'du' als auch 'Sie' jeweils einen positiven und einen negativen Aspekt. 'Du' signalisiert Vertraulichkeit, Freundschaft, es wird aber bisweilen auch zum Ausdruck des eigenen Überlegenheitsgefühls und zur Abwertung anderer benutzt. So ist es z.B. in bestimmten Kreisen üblich, Menschen, die nur gebrochen Deutsch sprechen, grundsätzlich zu duzen. 'Sie' drückt einerseits Achtung, Respekt, andererseits aber auch emotionale Distanz aus und impliziert stets einen autoritären Aspekt. Davon abgesehen erscheint es bei eingehender Betrachtung geradezu absurd, dass wir mit einem anderen Menschen in einer Form reden, als bestünde dieser aus mehreren Personen und wäre zudem überhaupt nicht anwesend (3. Person Plural).

Bei einer Durchsetzung des 'du' als allgemeingültige Anredeform werden die genannten positiven und negativen Komponenten neutralisiert, und es bildet sich - wie in Schweden und Island deutlich zu spüren - ein Gefühl größerer gesellschaftlicher Vertraulichkeit heraus. Hierdurch wird u.a. der soziale Aspekt des Staatswesens unterstrichen, und dies kommt zweifellos den sozial Schwächeren, d.h. nicht zuletzt den Frauen, zugute. Daher sprechen sich in den hier abgedruckten Märchen alle Personen mit 'du' an, womit ich diese Umgangsform ausdrücklich propagieren möchte.

c) Zu guter Letzt möchte ich die These einer Wechselbeziehung zwischen der überkommenen patriarchalischen Weltansicht und der eigentümlichen Tatsache unterbreiten, dass das als gut und der Erwartung entsprechend Empfundene sprachlich stets der rechten Seite zugeordnet ist (indem es mit Begriffen bedacht wird, welche die Wurzel 'recht' bzw. deren Ablautform 'richt' enthalten). Dies betrifft nicht nur das Deutsche, sondern - in unterschiedlicher Ausprägung - scheinbar alle

indoeuropäischen Sprachen. Die folgende Satire möge unsere diesbezügliche ethische Schiefelage zunächst deutlich vor Augen führen:

### ALLES, WAS LINK IST!

Am 3. d.M. fand im Amtsgelunk Hinterwalden die Verhandlung gegen den der schweren Körperverletzung angeklagten Klaus K. (22) statt. Ihm wurde beigegeben durch Linksanwalt P.S.

Der Vorsitzende Lunker H.I. belehrte den Beschuldigten zunächst über dessen Linke und Pflichten vor Gelunk und verlas anschließend die Anklageschrift. K. bestätigte die sachliche Linkigkeit der Darstellung und bekannte sich uneingeschränkt zum Tatvorwurf. Befragt, was er zur Linkfertigung seiner Tat vorzubringen habe, stammelte er: „Na, das ist 'ne ganz rechte Bazille! Der wollte mich abrechten!“

Staatsanwältin U.F. sprach in ihrem Plädoyer von einer „erheblichen Verletzung der Linksnormen“ und einem „durch nichts zu linkfertigenden Akt brutaler Gewalt“. Sie beantragte eine Freiheitsstrafe von 16 Monaten ohne Bewährung.

Linksanwalt S. dagegen erklärte, die linkliche Lage sei hier nicht eindeutig. Die Reaktion seines Mandanten, so S., sei „durchaus nachvollziehbar, wenn nicht sogar belinkigt“ gewesen; angesichts seiner akuten existentiellen Bedrohung müsse regellink von Notwehr ausgegangen werden, womit die Voraussetzung für eine Einstellung des Verfahrens gegeben sei.

Diese Auslegung des Notwehrlinks vermochte das Gelunk jedoch nicht zu überzeugen. Es schloss sich der Auffassung der Staatsanwaltschaft an, dass hier eine grobe Missachtung der linksstaatlichen Ordnung vorliege, und blieb mit seinem Urteil - ein Jahr und zwei Monate - nur knapp unter deren Antrag.

Nachdem das Hohe Gelunk den Saal verlassen hatte, sprang K. auf einen Stuhl und rief wütend: „Das ist ungelink! Das ist hier ein Unlinksstaat!“ Erst nach erheblichem Gerangel gelang es zwei Gelunksdienern, den Verurteilten aus dem Saal zu führen.

Wie wir mittlerweile erfuhren, hat die Verteidigung auf das Einlegen von Linksmitteln dennoch verzichtet, so dass das Urteil bereits linkskräftig ist.

Der Ursprung der bei den meisten Menschen ausgeprägten Bevorzugung der rechten Hand für Tätigkeiten liegt offenbar in einer gewissen Funktionsteilung unserer beiden Gehirnhälften, die ja mit den Körperhälften korrespondieren. In noch größerem Maß dürfte hierzu jedoch die Konditionierung beitragen: Indem die rechte Hand bevorzugt benutzt wird, entwickelt sie sich sehr viel schneller und ist der linken schon bei Kindern in Bezug auf Geschicklichkeit und Griffsicherheit weit überlegen. Hieraus resultiert die unterschiedliche Bewertung zweier Körperteile, die einander doch spiegelbildlich genau entsprechen: Die rechte wird traditionell als die „gute“ oder „geschickte“, die linke dagegen als die „lahme“ oder „faule“ Hand bezeichnet, und diese Wertung hat in erheblichem Maß unsere ethische Grundhaltung beeinflusst.

Parallel zum Wandel des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses hat sich im 20. Jh. auch eine wesentliche qualitative Veränderung im Justizwesen vieler Länder vollzogen. Die deutsche Justiz war in der Vergangenheit bekanntlich niemals eine unabhängige Institution, sondern bis 1918 und ein hoffentlich letztes Mal von 1933 - 45 (in der DDR bis 1989) stets den Interessen einer despotischen und patriarchalischen Machtelite verpflichtet. Dieses System sorgte nicht nur für den Erhalt einer generellen gesellschaftlichen Hierarchie, sondern es benachteiligte insbesondere die Frauen, die ja bis vor einigen Jahrzehnten noch nicht einmal formell als vollberechtigte Personen anerkannt waren. Einer solchen Justizethik war die sprachliche Orientierung nach nur einer von zwei eigentlich gleichwertigen Seiten, d.h. nach rechts, durchaus angemessen.

Wenngleich ein „ideales“ Justizwesen auch heute noch in weiter Ferne liegt, da sowohl Legislative als auch Judikative nach wie vor durch unsoziale Lobbies beeinflusst werden, konnten im 20. Jh. doch zumindest die Grundlagen für eine unabhängige Bewertung streitiger Sachverhalte gelegt werden. Volle Unabhängigkeit wird m. E. jedoch nicht zu erlangen sein, ehe nicht auch die durch die Verhältnisse der Vergangenheit geprägte sprachliche Determiniertheit überwunden ist. Erst dann jedoch dürfte sich ein Zustand einstellen, in welchem in allen gesellschaftlichen Bereichen die Interessen der Frauen ganz selbstverständlich im gleichen Maß berücksichtigt werden wie die der Männer. In diesem Sinn möchte ich auch für die letztgenannte Erscheinung unserer Sprache einen

alternativen Vorschlag unterbreiten: Nach Erprobung verschiedener Varianten habe ich beschlossen, die Wurzel 'recht' durch die Form 'renk' zu ersetzen. Sie ist als Kontraktion aus 'recht' und 'link' zu verstehen und bewirkt gewissermaßen eine sprachliche Zentrierung. Mit diesem Morphem lassen sich folgende Wörter bilden: '(un)gerenk', 'renkfertigen', 'Berenkung' (Berechtigung), 'Renksstaat' usw. Inhaltlich knüpfen diese Begriffe hervorragend an das bereits existierende Verb 'einrenken' im Sinn von 'etwas (wieder) in die ihm gebührende Lage bringen' sowie deren Umkehrformen 'ausrenken' und 'verrenken' an. Von einem analogen Ersatz der Wurzel 'richt' durch 'rink' habe ich nach reiflicher Überlegung abgesehen, da im Deutschen die Ablautbildung (Wurzelflexion) als logisches Element eine immer geringere Rolle spielt und Formen wie 'richtig', 'Richtung', 'Gericht' usw. heute praktisch nicht mehr mit der rechten Seite assoziiert werden.

## **ABSCHLIESSENDE BEMERKUNGEN**

### [zurück zum Anfang der Erläuterung](#)

Im Jahr 1990 veranstaltete die Frauenbeauftragte der Stadt Wiesbaden, Margot Brunner, gemeinsam mit Hans Bickes von der Gesellschaft für deutsche Sprache eine Vortrags- und Diskussionsreihe unter dem Motto: „Muttersprache - frauenlos? Männersprache - Frauenlos? PolitikerInnen- ratlos? Hierzu eingeladen war u.a. Günther Drosdowski, der langjährige Leiter der Mannheimer Redaktion des Duden. Dieser eröffnete seinen Vortrag mit den Worten: „Die Zeiten, meine Damen und Herren, als man noch ohne jede Irritation sagen konnte, 'Marilyn Monroe ist ein großer Star' oder 'Christiaan Barnard ist eine internationale Koryphäe' oder 'Die Polizei fahndet nach den Tätern', sind vorbei. Sind sie wirklich vorbei?“ (sic!) Die Quintessenz seiner weiteren Rede lässt sich etwa in die Worte fassen: 'Das generische Maskulinum hat sich nun einmal durchgesetzt und wird heute nicht mehr als männliche, sondern als beide Geschlechter einschließende Form begriffen - basta!' Es war ihm vor allem daran gelegen, der Überzeugung entgegenzuwirken, dass eine veränderte Sprache auch ein verändertes Bewusstsein schafft. Er warf Feministinnen mangelhafte Sachkenntnis sowie mangelndes Sprachgefühl vor und bewies im gleichen Zuge sein Unvermögen, die Motive von Frauen nachzuvollziehen, die nicht länger von Maskulina vereinnahmt werden, sondern einen gleichberechtigten sprachlichen Status erlangen wollen

Eine solche Argumentationsweise macht deutlich, wie die bisherigen sprachlichen Machtverhältnisse verteilt sind, aber auch, mit welchen geradezu perfiden Mitteln bisweilen versucht wird, den diesbezüglichen Status quo zu halten. Sie ist jedoch zugleich die eher hilflose Reaktion auf eine gegenwärtig beständig zunehmende Kraft, die entechlossen ist, ebendiesen Status quo zu überwinden.

Die Grundstruktur unserer herkömmlichen Sprache entstammt einer Zeit, die geprägt war vom beständigen Kampf um die Erhaltung der Art. Dies beinhaltete, dass die meisten Frauen während der besten Jahrzehnte ihres Lebens von einer Schwangerschaft in die nächste „stolperten“. (So hat - um eins der wenigen überlieferten konkreten Beispiele zu nennen - Barbara Dürer, die Mutter Albrecht Dürers, zwischen 1468 und 1492 nicht weniger als 18 [achtzehn] Kinder zur Welt gebracht. Im Jahr 1524 waren von diesen nur noch drei am Leben.) Daher waren die Frauen den Männern in Bezug auf Wendigkeit, Verteidigungsfähigkeit u.s.w. auch nicht annähernd gewachsen, so dass die Sicherung des Lebensunterhalts sowie der Schutz der Familie und der materiellen Güter ganz überwiegend den Männern oblag.

Mit der industriellen Revolution des 19. und mehr noch mit der wissenschaftlich-technischen Revolution des 20. Jahrhunderts haben sich die Lebensbedingungen in weiten Teilen der Welt jedoch entscheidend geändert. Statistisch gesehen ist der Erhalt der Menschheit heute gesichert, wenn die meisten Frauen im Laufe ihres Lebens zwei, einige wenige drei Kinder gebären. Angesichts der eskalierenden Überbevölkerung erscheint es jedoch eher wünschenswert, dass sich in naher Zukunft zunächst weltweit ein Trend zu nur einem Kind pro Frau durchsetzt. Somit sind Frauen heute nur noch wenige Monate ihres Lebens zu einem geschlechtsspezifisch anderen

Lebenswandel gezwungen, während die existenziellen Bedingungen zugleich den Männern ein geändertes Verhältnis zu ihren Kindern gestatten. Abgesehen von der Notwendigkeit des Ernährens aus der Brust der Mutter während der ersten Lebensmonate steht kaum mehr etwas der Möglichkeit im Weg, dass Männer und Frauen vom Moment der Geburt eines Kindes ein gleiches emotionales Verhältnis zu diesem entwickeln und damit zugleich die familiären und gesellschaftlichen Pflichten und Verantwortlichkeiten in einem gerechten Verhältnis aufteilen. Dies kann nicht in allen Fällen eine Fifty-fifty-Lösung bedeuten, denn da z.B. die Männer im Durchschnitt etwas größer und somit kräftiger sind, werden sie bei den körperlich schwersten Tätigkeiten sinnvollerweise wohl auch in Zukunft überrepräsentiert bleiben. Es geht jedoch um die endgültige Überwindung der Klischees 'Männersache' und 'Frauensache', d.h. um die 'DeSexualisierung'<sup>1</sup> unserer Gesellschaft

Da aber zuweilen doch die Tatsache berücksichtigt werden muss, dass Frauen und Männer nicht dasselbe sind, gibt es in der hier vorgeschlagenen Sprache die beiden Motionsendungen, die im Bedarfsfall an die Grundform der Personenbezeichnungen angefügt werden können. Diese Grundformen sind bisher der heikle Punkt der feministischen Sprachkritik. Ich hoffe, mit dem hier vorgestellten Konzept deutlich gemacht zu haben, dass es den Interessen der Frauen längerfristig nicht dienlich sein kann, wenn sie sie kampfflos den Männern überlassen. Indem sich Frauen zunehmend selbst als 'Einwohner', 'Lehrer', 'Meister', 'Direktor' etc. etc. bezeichnen, machen sie sich nämlich nicht zu „weiblichen Männern“, sondern sorgen dafür, dass diese Formen allmählich ihre maskuline Prägung verlieren. Gerade das aber sichert in noch stärkerem Maß als bisher wachsenden sozialen Einfluss, der zunehmend auch die Umsetzung feministisch geprägter gesellschaftlicher Vorstellungen ermöglichen kann.

Dies ist nach all meiner Kenntnis und Überzeugung zugleich der einzige Weg, auf dem die Frauen essentielle sprachliche Macht erringen können; eine andere Lösung sehe ich nicht, und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass die feministische Linguistik jemals eine finden wird.

Da das vorliegende Konzept ein in dieser Form präzedenzloses Novum darstellt, wird es zweifellos bei allen Menschen zunächst auf Vorbehalte stoßen und ein gewisses Befremden auslösen. Vor allem sehe ich mich potentiell dem Vorwurf ausgesetzt, ich würde die Sprache vergewaltigen. Diese Anschuldigung haben Vertreterinnen der feministischen Linguistik gelegentlich schon zu hören bekommen, und vermutlich haben alle darauf in ähnlicher Weise geantwortet: Die Sprache kann man nicht vergewaltigen! Vergewaltigt werden können immer nur Lebewesen, insbesondere Menschen. Bei letzteren kann dies auch über die Sprache geschehen, und es geschieht beständig, nämlich durch jenes auf uns überkommene Deutsch, das ironischerweise unsere 'Muttersprache' genannt wird. Nur ist diese Vergewaltigung so „perfekt“ und so umfassend, dass sie erst ganz allmählich als solche begriffen wird. Vergewaltigt werden durch diese Sprache die Frauen, aber - auf eine noch schwerer durchschaubare Art - auch die Männer. Indem sie nämlich durch die soziale und sprachliche Konditionierung beständig dazu angehalten werden, die Frauen herabzuwürdigen und zu erniedrigen, entwürdigten und erniedrigen sie sich auch immer selbst.

Diese Erkenntnis liegt meinem Entschluss zugrunde, einen gerneke Alternative zum bestehende Sprache zu entwickeln und dem Öffentlichkeit vorzustellen, im Hoffnung, dass es von einem zunehmende Zahl von Menschen verinnerlicht und (nach einem gewisse Phase der Gewöhnung) schließlich auch benutzt wird. Ich bin überzeugt, dass mit diesem Konzept die Forderung nach sprachlichem Gleichbehandlung von Frauen und Männer auf formalem Ebene erfüllt ist und dass sich dazu kaum sinnvolle gerneke Alternativen finden lassen werden. Unabhängig davon, wieviel Zeit bis zum völlige Durchsetzung sprachlicher Gerenkigkeit noch vergehen muss und welche Strategien zum Erlangung dieser Ziel zum Anwendung kommen, sehe ich im hier präsentierte

---

<sup>1</sup> Dieser Begriff wurde vor einigen Jahren offenbar in den USA geprägt, fand aber bald seinen Weg nach Europa. Meiner Ansicht nach ist er **das** große Stichwort für das 21. Jh.

Lösungen daher den sprachliche Ideal, dem es sich zielstrebig und systematisch zu nähern gilt. Möge diese Sprache zu einem Unterstützung auf dem Weg in einen Gesellschaft werden, in dem Männer und Frauen bis an den vom Biologie gesteckte Grenzen heran einen gleiche emotionale Verhältnis zu ihrem Kinder sowie einen gleiche Maß an Verantwortlichkeit und Fürsorge für ihns entwickeln und auch den gesellschaftliche Verhältnisse zu gleichem Anteile gestalten.

## GRAMMATIKALISCHE ÄNDERUNGEN IM ÜBERBLICK

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

[zurück zum Vorwort](#)

[zu: 2\)Ergänzende adaptive Maßnahmen](#)

### 1) MASSNAHMEN ZUR STRUKTURELLEN ENTPATRIFIZIERUNG

#### a) GENUS

Das Genussystem wurde aufgegeben. Statt der drei bestimmten Artikel '*der*', '*die*' und '*das*' wird nur noch '**die**' benutzt. Das Flexionsschema lautet:

**die – der - dem - den.**

Es gilt ausnahmslos für alle Substantive, sowohl in Singular als auch Plural.

#### b) PERSONALPRONOMINA DER 3. PERSON SINGULAR

Die Gegensätzlichkeit von '*er*' und '*sie*' wurde aufgehoben; in der 3. Person Singular werden nur noch zwei Personalpronomina benutzt, eine belebte und eine unbelebte Form (persönliches und sächliches Fürwort).

Die belebte Form bezieht sich auf alle eigenständigen Lebewesen beiderlei Geschlechts, d.h. auf Menschen, Tiere und Pflanzen, aber auch auf belebte Kollektiva. Sie lautet im Nominativ '**sie**' und wird dekliniert:

**sie - ihr - ihm - ihn.**

Die unbelebte Form ersetzt alle Substantive, die keine eigenständigen Lebewesen repräsentieren, d.h., Dingliches, Abstraktes, aber auch Teile von Lebewesen. Sie lautet im Nominativ '**es**', ihr Flexionsschema:

**es - er - em - en.**

Anm.: Steht 'es' für Inhalte, die nicht durch ein einzelnes Substantiv wiedergegeben werden können, so bleibt dieses ungebeugt.

BEISPIEL: „Du wirst **es** schaffen! (Nicht: „Du wirst *en* schaffen!)“

#### c) MOTIONEN

Als männliches Pendant zum weiblichen Motionssuffix '*-in*' wurde '**-is**' eingeführt. Dieses kann an alle Nomina angefügt werden, bei denen auch die weibliche movierte Form möglich ist. Die Grundformen ohne Motionsendung schließen Personen (bzw. Tiere) beiderlei Geschlechts ein. Die Pluralform des männlichen Suffix lautet '**-isse**'. Analog wurde die weibliche Pluralform '*-innen*' reduziert zu '**-inne**'.

Diese beiden Motionsendungen können zur Kennzeichnung des Geschlechts auch an substantivisch gebrauchte Adjektive und Partizipien angefügt werden (z.B.: '**Abgeordnetis** - **Abgeordnetin**'), die Formen auf '**-e**' (hier: '**Abgeordnete**') sind geschlechtsneutral.

## 2) ERGÄNZENDE ADAPTIVE MASSNAHMEN

[zum Anfang der Übersicht Grammatikalische Änderungen](#)  
[zurück zum Zwischenresümee der Erläuterung](#)

### a) INDIKATION DER KASUS

Das gleiche Flexionsschema wie für den bestimmten Artikel gilt für alle Wortarten, die die Fallanzeige übernehmen können, d.h. auch für unbestimmten Artikel, Pronomina und Adjektive/Partizipien. Die Genitivendung lautet also stets **'-er'**, die Dativendung stets **'-em'** und die Akkusativendung immer **'-en'**.

Hiervon ausgenommen sind lediglich die deklinierten Personalpronomina ('mir', 'mich', 'dir', 'dich' usw.) und unbeugbare Formen ('sich', 'etwas' etc.); ungebeugt bleibt auch der unbestimmte Artikel als Bestandteil von Indefinitpronomina ('ein wenig', 'ein bisschen', 'ein paar').

Im Dativ bleiben außerdem die kontrahierten Formen ('im', 'am', 'zum' usw.) erhalten.

Die Kasusendungen treten in der Regel in jedem Satzglied nur einmal auf, und zwar an der ersten möglichen Position; die Kongruenzregel (parallele Beugung) entfällt. Alle evtl. darauffolgenden Attribute haben die Endung **'-e'**.

BEISPIEL (im Akkusativ):

'Sie sah einen verschneite hohe Berg.'

'Sie sah verschneiten hohe Berge.'

Nur wenn die nachfolgenden Attribute von der Kasusendung durch ein Komma oder eine Konjunktion getrennt sind, muss die Fallanzeige wiederholt werden.

BEISPIEL: 'Sie sah hohen, verschneiten Berge.'

'Sie sah kahlen **und** bewaldeten Berge.'

Im Nominativ gilt allgemein die Endung **'-e'**. In attributiver (Erst-)Stellung treten hier einige Wortarten jedoch endungslos auf (die Possessivpronomina, der unbestimmte Artikel und 'kein').

BEISPIEL: „Das ist ein/kein/mein/unser Buch.

„Hier sind kein/dein/ihr/euer Bücher.

Stehen diese Wörter jedoch selbständig, haben auch sie im Nominativ stets die Endung **'-e'**.

BEISPIEL: „Das ist eine/keine/meine/ihre.

„Hier sind keine/deine/uns(e)re/eu(e)re.

Die Endung **'-e'** gilt auch für den adverbialen Superlativ.

BEISPIEL: 'am beste', 'am höchste'.

[zum Anfang der Übersicht Grammatikalische Änderungen](#)

### b) SUBSTANTIVE

Substantive treten nur in einer Singular- und einer Pluralform auf; die Kasusendungen ('-s', '-es', '-ens', '-e', '-n' und '-en') entfallen. Zu dieser Regel gibt es nur zwei Ausnahmen:

a) Artikellos gebrauchte Substantive (Eigennamen u.a.) behalten die Genitivendung: 'Mutters Brille', 'Uwes Fahrrad', 'Geschichte Russlands', 'Gabe Gottes' usw.

Ebenfalls erhalten bleiben die (echten und falschen) Genitivendungen in festen Fügungen: 'Tagesanbruch', 'Herzenslust', 'Übungsbuch' etc.

b) Die poetische Dativendung **'-e'** vieler bislang männlicher und sächlicher Substantive im Singular kann dort benutzt werden, wo sie nicht identisch ist mit der Pluralendung und die Verständlichkeit somit nicht beeinträchtigt wird. Möglich ist z.B. **'im Walde'**, da der Plural von 'Wald' **'Wälder'** lautet, nicht aber 'im Kriege', da dies der herkömmlichen Form **'in den Kriegen'** entspricht (z.B.: **'im drei Punische Kriege'**).

Der Wegfall der Kasusendungen betrifft zwar nur einen Teil der Substantive (fast ausschließlich bisher männliche und sächliche), ist aber bisweilen unbedingt zu beachten, da es sonst zu Verwechslungen des Plural mit dem Singular kommen kann.

BEISPIEL:

Singular: **die Mensch - der Mensch - dem Mensch - den Mensch**

Plural: **die Menschen - der Menschen - dem Menschen - den Menschen**

Die Formen 'dem Menschen' und 'den Menschen' bezeichnen hier also nicht mehr den Singular, sondern den Plural. ([Zurück zum Abschnitt 'Einzelpatriarchalisten' in der Erläuterung](#))

Substantive, deren Pluralform im herkömmlichen Deutsch mit der Singularform identisch ist, erhalten in der Mehrzahl die Endung '-s', die für alle Beugungsfälle gilt. Dies betrifft die meisten Hauptwörter mit den Endungen '-er', '-en' und '-el', sämtliche Diminutive ('-chen', '-lein') sowie einzelne Ausnahmen (z.B. 'das Knie - die Knie', 'das Gebäude - die Gebäude').

BEISPIEL:

Singular: **die Löffel - der Löffel - dem Löffel - den Löffel**

Plural: **die Löffels - der Löffels - dem Löffels - den Löffels.**

[zum Anfang der Übersicht Grammatikalische Änderungen](#)

#### c) SUBSTANTIVIERTE ADJEKTIVE UND PARTIZIPIEN

Bei substantivisch gebrauchten Adjektiven und Partizipien wird der Form nach zwischen personalisierten und generalisierend-unpersönlichen unterschieden. Die personalisierten Formen (bisher *der* bzw. *die* 'Gute'; *der* bzw. *die* 'Gerettete' usw.) haben im Singular stets die Endung '-e', im Plural immer die Endung '-en'.

BEISPIEL:

Singular: **die Gute - der Gute - dem Gute - den Gute**

Plural: **die Guten - der Guten - dem Guten - den Guten**

Auch hier ist es wichtig zu beachten, dass Formen wie 'dem Guten' und 'den Guten' nicht mehr den Singular, sondern den Plural repräsentieren.

Die geschlechtliche Spezifizierung kann in beiden Numeri mit Hilfe der Motionssuffixe erfolgen, z.B. '**die Gutin - die Gutis**', '**die Gutinne - die Gutisse**' (vgl. Pkt. 1.c. 'MOTIONEN').

Die nur im Singular auftretenden unpersönlichen Formen (bisher *das* 'Gute', *das* 'Gerettete' etc.) erhalten die Endung '-es', die in allen Beugungsfällen gilt.

BEISPIEL: **die Gutes - der Gutes - dem Gutes - den Gutes**

Dies gilt auch für die artikellos benutzten Formen ('manches', 'alles', 'neues', 'Vertrautes' usw.), so dass bei ihnen die Dativendung '-em' entfällt, z.B.: 'von neues', 'alles in alles' (statt 'alles in allem' 'allem' ist die personalisierte und die attributive Form, z.B.: „**Allem kann mer es nicht renk machen**“, „**Allem Leute renk getan ist ein Kunst, den niemerd kann**“).

#### d) DAS PERSONALPRONOMEN DER 3. PERSON PLURAL

Das Deklinationsschema in der 3. Person Plural lautet:

**sie - ihr - ihnen – ihns.**

Die pluralische Pronominalform des bestimmten Dativartikels (bisher: '*denen*') lautet in Analogie hierzu: '**demen**'.

[zum Anfang der Übersicht Grammatikalische Änderungen](#)

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

## VERZEICHNIS EINZELNER ABGEWANDELTER WÖRTER

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

[zurück zum Vorwort](#)

Diese Liste enthält die in den Märchen benutzten Wörter, deren veränderte Gestalt bzw. Bedeutung sich nicht aus den in der vorangegangenen Übersicht erläuterten regelmäßigen Bildungen ergibt.

<b>Bedeutung im herkömmlichen Deutsch:</b>	<b>abgewandelt zu:</b>
man	<b>mer</b>
jemand	<b>jemerd</b>
niemand	<b>niemerd</b>
Gebietler/in, Aufsichtsperson	<b>Herr</b>
Gebietler, Aufsichtsführer (männl.)	<b>Herris</b>
Fuhrmann oder „Fuhrfrau	<b>Fuhrer</b>
Hauptmann oder „Hauptfrau	<b>Hauptler</b>
Kaufmann oder Kauffrau	<b>Kaufner</b>
Bruder oder Schwester	<b>Schwester</b>
Geschwister	<b>Schwestern</b>
Schwester	<b>Schwesterin</b>
Bruder	<b>Schwesteris</b>
„Elternkind	<b>Sohn</b>
Tochter	<b>Söhnin</b>
Sohn	<b>Söhnis</b>
Mädchen oder Junge	<b>Junge</b>
Mädchen	<b>Jungin</b>
Junge	<b>Jungis</b>
Zauber	<b>Zaube</b>
(ver)zaubern	<b>(ver)zauben</b>
Zauberin oder Zauberer	<b>Zauber</b>
Zauberer	<b>[Zauberis]*</b>
jedermann	<b>jedemensch</b>
Herr (als Anrede)	<b>Mann</b>
Männchen (machen)	<b>Häschen (machen)</b>
recht	<b>renk</b>
Prinzessin	<b>Prinzin</b>
Hexe	<b>Hexerin</b>
Hexe oder Hexer	<b>[Hexer]*</b>
Hexer	<b>[Hexeris]*</b>
Witwe	<b>Witwerin</b>
Witwe oder Witwer	<b>[Witwer]*</b>
Witwer	<b>[Witweris]*</b>

\*Die Formen in eckigen Klammern kommen in den Märchen nicht vor; ihre Ableitung ergibt sich aber aus den übrigen Bildungen in ihrer Gruppe.

[Zum Anfang des Verzeichnisses einzelner abgewandelter Wörter](#)

[Zu 'Grammatikalische Änderungen im Überblick'](#)

[Zur Erläuterung](#)

[zum Inhaltsverzeichnis](#)